



Richtig gute Fotos machen

Jörg Schieb, Michael Müller

Klicken, Lesen, Weitermachen. So einfach geht das.

Rubrik	Foto, Video
Thema	Digitalfotografie
Umfang	102 Seiten
eBooklet	00347
Preis	4,95 Euro
Autor	Jörg Schieb, Michael Müller

Mit Hilfe von Fachbüchern kann man eine Menge lernen. Das ist gut. Wenn man genügend Zeit hat. Für die anderen Momente gibt es **eload24**: Digitale Bücher ohne jeden Ballast zu exakt definierten Themen, geschrieben von etablierten Fachautoren, unschlagbar preiswert und zum direkten Download. So bekommen Sie immer exakt die Informationen, die Sie wirklich brauchen. 24 Stunden am Tag.



Richtig gute Fotos machen

Jörg Schieb, Michael Müller

eload24 GmbH

Blegistrasse 7
CH-6340 Baar

info@eload24.com
www.eload24.com

Copyright © 2007 eload24 GmbH

Alle Rechte vorbehalten.

Trotz sorgfältigen Lektorats können sich Fehler einschleichen. Autoren und Verlag sind deshalb dankbar für Anregungen und Hinweise. Jegliche Haftung für Folgen, die auf unvollständige oder fehlerhafte Angaben zurückzuführen sind, ist jedoch ausgeschlossen.

Fotos unterliegen dem Copyright.

Coverfoto:
© Emrah Turudu - istockphoto.com

Inhalt

Richtig gute Fotos machen	3
Auch Schnappschüsse können gelingen	3
Bedingung für optimale Ergebnisse	10
Lichtspiele: Mit Blitz oder ohne	15
Fotografieren ohne Automatik	24
Blendende Ergebnisse	33
Weißen geht's nicht: Weißabgleich	56
Motivationsfragen	67
Details	67
Kontraste	73
Action: Bewegung festhalten	76
Spektakuläres	80
Der Marathon-Wahn	87
Heimarbeit	92
Serientäter	97
Kleine Experimente	99
Weiterführende Links	102

Richtig gute Fotos machen

Sind gute Fotos Zufallsprodukte? Natürlich nicht, sonst gäbe es nämlich keine professionellen Fotografen. Also machen wir uns in diesem eBooklet Gedanken darüber, wie gute Fotos eigentlich zustande kommen. Sie lernen die wichtigsten Aufnahmetechniken kennen und erfahren anhand zahlreicher bebildeter Beispiele, worauf es beim digitalen Fotografieren ankommt.

Dieses eBooklet eignet sich besonders für Einsteiger, die sich mit den Grundlagen der Digitalfotografie vertraut machen möchten, um bessere Ergebnisse zu erzielen. Ein idealer Ratgeber für ambitionierte oder angehende Hobbyfotografen.

Auch Schnappschüsse können gelingen

Auch Schnappschüsse können richtig gut werden. Beispiel gefällig? Bitte sehr:



Ein fast perfekter Schnappschuss. Foto: Andreas Müller

Hier kommt eigentlich alles zusammen, was einen guten Schnappschuss ausmacht. Der Schornsteinfeger ist hervorragend ausge-

leuchtet und so gut drauf, wie sich das für einen allgemein anerkannten Glücksbringer gehört. Gleichzeitig lacht die Sonne vom Himmel und sorgt dafür, dass auch der Hintergrund gut beleuchtet ist, soll heißen, dass die Kameraautomatik eine kleine Blende gewählt hat und damit auch alle Hintergrunddetails scharf durchgezeichnet sind. Schließlich stimmt auch die Komposition: Das Wichtigste ist zentral im Bild, und die Fluchlinien passen zusammen.

So weit die gute Nachricht. Die schlechte Nachricht: Dieses Bild ist der Scan vom Abzug eines Fotos, das ein Fünfjähriger gemacht hat. Das Bild hat Andreas Müller geschossen, mit einer alten Kompaktkamera, die regelmäßig mit Negativfilmen bestückt wurde. Das Ergebnis: Ein fünfjähriger Bengel marschiert ohne jede Scheu auf den Schornsteinfeger zu und fragt, ob es ihn mal knip-

sen darf. Irgendwelche Ahnung von Blenden, Belichtungszeiten oder Fokussierungen hat er natürlich nicht – und alles klappt einfach.

War's das nun? Sind gute Fotos Zufallsprodukte? Natürlich nicht.

Die Kosten für Fotoaufnahmen

Bestimmt haben Sie mal durch die Fotoalben Ihrer Eltern und Großeltern geblättert. Wenn Sie dabei nicht allein darauf geachtet haben, wie putzig Opa doch an seinem ersten Schultag aussah, sondern auch mal einen kritischen Blick auf die Bildqualität geworfen haben, ist Ihnen gewiss aufgefallen, wie gut doch die Bilder durchweg sind, die unsere Ahnen geknipst haben.

Der Grund ist eigentlich recht simpel: Fotografieren (damals hieß das übrigens Photographieren) war teuer. Selbst für eine einka-

che Kamera war in den Fünfzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts der Monatslohn eines Facharbeiters fällig. Filme wurden auch nicht verschenkt, und Entwicklung und Abzüge waren grundsätzlich teure Handwerksarbeit. Wer also damals auf den Auslöseknopf drückte, der tat dies nur, wenn er sich wirklich sicher war, dass das Ergebnis den finanziellen Aufwand auch rechtfertigen würde: Sorgfältig wurde das Motiv ausgewählt und – etwa bei Familienfotos – auch schon mal arrangiert, geduldig wurde abgewartet, bis die Sonne wieder hinter der Wolke hervorlugte, und erst wenn wirklich alles stimmte, kam das berühmte Vögelchen.



Ein ruiniertes Paar Schuhe war der Preis für dieses Bild.

Digitale Fotografie ist dagegen ein ausgesprochen billiges Vergnügen – und das ist auch gut so. Eine Kamera gibt's ab 100 Euro – manchmal auch billiger. Ein hinreichend großes Speichermedium dürfte derzeit kaum mehr als 25 Euro kosten.

Und schon kann's losgehen: Bilder die nichts geworden sind, löschen wir bereits unterwegs in der Kamera, wenn sie unserem kritischen Blick auf dem eingebauten Kameradisplay nicht standhalten. Schließlich nehmen sie nur Platz für potenziell bessere Bilder weg. Sind wir dann wieder daheim, werden die Bilder in den Computer übertragen und eine weitere Auswahlrunde läuft an, diesmal auf Basis der Beobachtung und Kontrolle am deutlich größeren Computermonitor.

Die natürliche Selektion bei Digitalfotos

Und auch hier bleiben etliche Bilder auf der Strecke. Irgendwann wird uns vielleicht der Platz auf der Festplatte zu knapp und wir starten eine weitere Auswahlrunde, ehe wir die Bilder auf eine Archiv-CD brennen. Wenn dann schließlich die beliebten langen Winterabende anbrechen und wir uns bei Kerzenschein und Glühwein überlegen, welches Bild denn wirklich gut genug ist, um die noch immer vergleichsweise hohen Kosten für gutes Fotopapier und farbige Druckertinte zu rechtfertigen, dann – tja, dann kann es durchaus passieren, dass von den vielen tausend Bildern, die wir im Sommer geknipst haben, kein einziges mehr übrig bleibt.

Irgendwie schade, nicht wahr?

Machen wir uns übrigens nichts vor: Man braucht keine Digitalkamera, um schlech-

te Fotos zu machen. Wer sich, wie eingangs erwähnt, mal die Mühe macht, Familienfotos – sagen wir mal aus den Jahren 1925 bis 2005 – der (chronologischen) Reihe nach zu betrachten, der wird rasch feststellen, dass deren Qualität kontinuierlich abnimmt – und zwar genau in dem Maße, in dem die Fotografiererei billiger wurde. Familienfotos, die mit einer billigen analogen Kompaktkamera (natürlich auch mit eingebautem Blitz, einem beeindruckenden Zoomobjektiv und auch sonst jeder Menge Schnickschnack) geknipst wurden, sind in aller Regel ebenso unscharf, verwackelt und verkehrt belichtet wie die Bilder, die wir auf unserer Digitalkamera bereits unterwegs löschen. Allerdings waren sie teurer.



Bis dieses Bild endlich geschossen war, war ein halbes Jahr Ausprobieren nötig.

Am digitalen Medium kann's also nicht liegen. Vielmehr dürfte es an der simplen Frage liegen, wie viel Aufmerksamkeit und auch Mühe wir zu investieren bereit sind, um richtig gute Fotos zu machen.

Chemische und digitale Fotografie

Ein Unterschied zu herkömmlichen chemischen – oder meinethalben analogen – Fotografie gibt es erst an der Stelle, wo das Bild vom Objektiv nicht auf einen chemisch beschichteten, lichtempfindlichen Film, sondern auf einen lichtempfindlichen Sensorchip projiziert wird und von diesem auf wundersame Weise in eine Folge von Nullen und Einsen umgerechnet wird.

Wir tun wahrscheinlich gut daran, uns darauf zu besinnen, was wir zu Zeiten der chemischen Fotografie alles angestellt haben, um

gute Bilder zu bekommen. So groß ist der Unterschied nämlich nicht.

Ich für meinen Teil habe die besten chemischen Fotos immer dann gemacht, wenn ich mich dafür so richtig anstrengen musste: Ein Fotokoffer mit acht Objektiven und drei Gehäusen auf der rechten Schulter, unterm linken Arm ein schweres Eschenholz-Stativ und zwanzig Minuten Fußmarsch. Anschließend in dramatischer Dunkelheit die Auswahl des richtigen Objektiv sowie des passenden Gehäuses; die Montage von Stativ, Gehäuse, Objektiv und Drahtauslöser bei einsetzendem Schneefall; schließlich eine Reihe von Belichtungen, die sämtlich mit der Stoppuhr gemessen wurden und zwischen 20 Sekunden und zwei Minuten währten. Dieses Foto hängt heute in unserem Wohnzimmer.



Um diese Aufnahme zu ermöglichen, musste die Belichtung mit dem Sekundenzeiger gestoppt werden.

Oder das Motiv, das ich im Laufe eines Vierteljahrs bestimmt hundertmal fotografiert

habe – zu verschiedenen Tageszeiten, bei unterschiedlichen Witterungsbedingungen, mit wechselndem Filmmaterial und allen nur denkbaren Objektiven. Bis es endlich passte. Dieses Foto hängt bei uns im Treppenhaus. Oder das Foto, das dabei raus gekommen ist, als ich mir frühmorgens auf taufeuchter Wiese ein fast neues Paar Schuhe buchstäblich ruiniert habe, weil Farben, Licht und Wetter geradezu perfekt waren ...

Ich habe wirklich nicht vor, Sie hier unnötig zu quälen. Sie sollen sich keine Schuhe ruinieren, keinen ganzen Lebensabschnitt einem einzigen Motiv widmen und erst recht keinen Weltmeistertitel im Gepäckmarsch anstreben. Allerdings sollten Sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, dass es – auch in der digitalen Fotografie – wirklich gute Bilder nun mal nicht zum Nulltarif gibt.

Bedingung für optimale Ergebnisse

Im Grunde ist das alles ja auch furchtbar einfach. Um ein technisch gutes Foto zu machen, müssen zwei Faktoren optimal zusammenspielen: die Dauer der Belichtung und die Öffnung des Objektivs. Alles andere ist nachrangig. Um ein Foto zu machen, das auch nach ästhetischen Kriterien als gut bezeichnet werden kann, kommen noch ein paar Faktoren hinzu: der Bildaufbau, Schärfe und Tiefenschärfe, Farbintensität und so fort. Ach ja: und noch etwas Hirnschmalz.

Beginnen wir beim Naheliegenden, also beim Hirnschmalz. Um ein richtig gutes Foto zu machen, reicht es nicht aus, sich auf den Zufall zu verlassen, der einem das passende Motiv früher oder später schon vor die Linse treiben wird. Natürlich ist der Zufall ein Fak-

tor, der in diese Rechnung mit aufgenommen werden muss – aber allein reicht er nicht aus.

Wie die Kamera „sieht“

Mal angenommen, Sie sind am Meer, in den Bergen oder in einer geradezu hinreißenden Flusslandschaft und ein gnädiges Schicksal beschert Ihnen einen super Sonnenuntergang (oder einen nicht minder spektakulären Sonnenaufgang – das liegt letztlich an Ihrem Lebenswandel). Wenn Sie nun einfach die Kamera zücken, draufhalten und abdrücken, dürfen Sie sich nicht wundern, wenn das Ergebnis eher flach und dürfsig aussieht. Mit etwas Glück erkennen Sie auf dem Bild einen großen überbelichteten Flecken, der die Sonne darstellt. Am oberen Bildrand bleibt ein blauer Streifen Himmel übrig, am unteren Bildrand ein schwarzer Streifen Erde. Und das war's dann auch.

Was ist schiefgelaufen? Eigentlich ganz einfach: Das Bild des Sonnenuntergangs, das Sie gesehen haben, ist nun mal nicht dasselbe Bild, das die Kamera sieht. Das Bild, das Sie sehen, entsteht in Ihrem Kopf, das Bild, das die Kamera sieht, entsteht durch die praktische Anwendung der physikalischen Gesetze der Optik. Und dazwischen liegt ein verdammt großer Unterschied.

Wie kommt dieser Unterschied nun zustande? Schließlich bekommt unser Auge exakt dieselben Lichtstrahlen serviert wie das Objektiv unserer Kamera. Allerdings entstehen die Bilder, die wir sehen, nicht im Auge, sondern wie gesagt im Hirn. Und hier ist gewissermaßen ein komplettes Fotolabor eingebaut, das zudem vollautomatisch arbeitet. Noch ehe wir das Krabbeln und das Sprechen lernen, lernen wir zu hören und zu sehen. Frischgebackene Eltern können diese Lernphasen beob-

achten, noch ehe sie den ersten Geburtstag ihres Sprösslings feiern.

Nehmen wir ein einfaches Beispiel: Ein weißes Blatt Papier wird von uns am frühen Morgen, am hellen Mittag, während eines bluttriefenden Sonnenuntergangs oder in tiefer Nacht bei Kerzenschein stets als ein weißes Blatt Papier erkannt: Unser Hirn sorgt für einen automatischen Weißabgleich. Lediglich extreme Beleuchtungssituationen – beispielsweise intensiv gefärbtes Licht oder das sogenannte Schwarzlicht – können uns in diesem Fall aufs Glatteis führen, weil Eltern ihre Kinder normalerweise nur ungern derartigen Extremsituationen aussetzen und wir folglich nicht gelernt haben, sie entsprechend zu interpretieren. Um denselben Effekt in der digitalen Fotografie zu erzielen, waren enorm aufwendige Programmierungsvorgänge nötig – und selbst die funktionieren nicht immer

zuverlässig. Nebenbei gesagt: In der chemischen Fotografie war der Weißabgleich noch deutlich schwieriger und erforderte nicht zuletzt besonderes Filmmaterial und gefärbte Filter.

Was ist scharf?

Noch komplizierter wird die ganze Geschichte, wenn wir über Brennweiten reden. Unser Gehirn bietet uns nämlich einen Zoom mit eingebautem Autofokus, der von der Technik – sei sie nun analog oder digital – selbst beim besten Willen nicht nachgebaut werden kann.

Dazu kann ich Ihnen ein kleines Experiment anbieten: Vielleicht haben Sie ja noch eine alte analoge Spiegelreflexkamera mit Zoomobjektiv zur Hand oder können sich irgendwo eine beschaffen. Blicken Sie nun mit einem Auge durch den Sucher und achten dabei

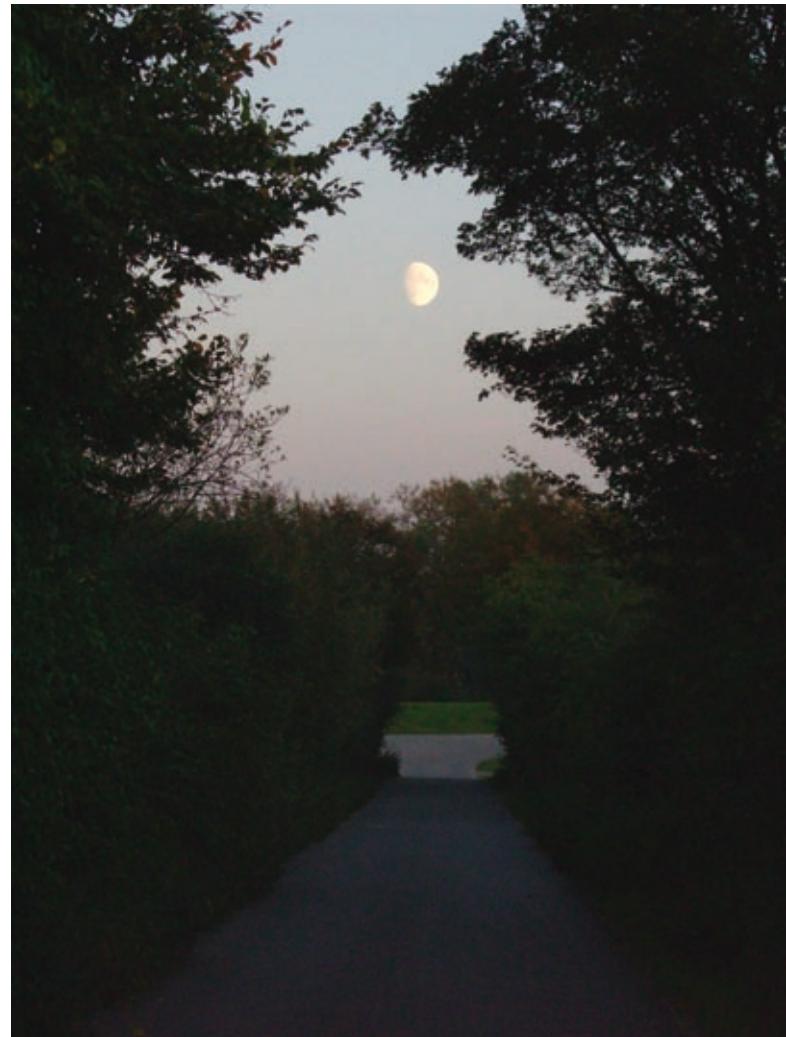
darauf, dass das andere Auge nicht vom Kameragehäuse verdeckt wird. Stellen Sie nun das Zoomobjektiv so ein, dass Sie im Sucher der Kamera denselben Bildausschnitt sehen wie mit dem unbewehrten Auge. Auf der Skala des Zoomobjektivs können Sie nun die Brennweite Ihres Auges ablesen. Die dürfte bei etwa 50 Millimetern liegen – immer gemessen am klassischen Kleinbildformat von 24 mal 36 Millimetern.

Ganz einfach, oder? Aber leider nicht ganz vollständig: Sollte sich nämlich während unseres Experiments die Katze hereinschleichen, werden Sie diese mit dem unbewehrten Auge auch dann wahrnehmen, wenn die sich außerhalb des von der 50-Millimeter-Brennweite vorgegebenen Bildausschnitts bewegt.

Ich will Sie hier nicht unnötig langweilen, also erspare ich Ihnen weitere Experimente und

liefere gleich die Ergebnisse: Der von uns normalerweise wahrgenommene Bildausschnitt bewegt sich üblicherweise bei einer Kleinbild-Brennweite von um die 20 Millimeter. Richten wir dagegen im Gespräch unser Augenmerk auf den Gesprächspartner dürfte die wahrgenommene Brennweite bei ungefähr 80 Millimetern liegen (daher bevorzugen Porträtfotografen Objektive mit Brennweiten zwischen 75 und 90 Millimetern). Beim Spaziergang in der freien Natur dagegen richtet sich unser Blick naturgemäß ins Weite und wir können die wahrgenommene Brennweite mit Werten von 130 bis 180 Millimetern bezeichnen.

Damit erklärt sich die Enttäuschung, die sich bisweilen einstellt, wenn wir unsere Fotos mit unseren Erinnerungen vergleichen: Der große Vollmond, der uns so sehr beeindruckte, ist auf dem fertigen Bild nur als winzig kleiner heller Lichtfleck zu erkennen. Unser Bewusstsein hat uns den beeindruckenden Mond automatisch „herangezoomt“, der Fotoapparat ist gegenüber solchen Anwandlungen unempfindlich und liefert uns eine exakte Wiedergabe des vorgefundenen Motivs – und da nimmt sich der Vollmond geradezu klaglich aus.



Hier wurde geschummelt: Der Mond wurde künstlich um etwa ein Drittel vergrößert.



So klein war der Mond auf dem ursprünglichen Bild – viel kleiner als wahrgenommen.

Der Trick, richtig gute Fotos zu machen, besteht nun darin, dass man sich zunächst einmal klar machen muss, welchen Beschränkungen der Fotoapparat unterliegt und wie er daher das von uns wahrgenommene Bild wiedergeben wird. Hier bietet der eingebaute Monitor einer Digitalkamera oft deutlich bessere Unterstützung als der Sucher einer Analogkamera. Gleichzeitig müssen wir uns klar machen, welches Bild wir eigentlich wahrnehmen: Ist es nun der Vollmond, der uns so sehr beeindruckt, oder ist es die von ihm in märchenhaftes Licht getunkte Landschaft?

Wenn uns dies einmal klar geworden ist, kommt die Technik zum Zuge. Sie liefert uns nämlich jede Menge Hilfsmittel, um das Bild auf den Chip zu bannen, das wir sehen.

Lichtspiele: Mit Blitz oder ohne

Beginnen wir mit dem einfachsten und offensichtlichsten technischen Hilfsmittel, das eine Digitalkamera ihrem Anwender zur Verfügung stellt: dem Blitz. Zweifellos ist der eingebaute Blitz einer digitalen Kamera eine ungemein praktische Einrichtung: Wer mal eben das überraschte Gesicht ablichten will, das der vormals beste Freund macht, nachdem man ihm eine explodierende Zigarette untergejubelt hat, wird kaum auf den Blitz verzichten wollen. Auch über derart spezielle Anlässe hinaus ist ein Blitz das wichtigste Hilfsmittel, wenn man bei turbulenten Betriebsfeiern etc. den Überblick behalten will.

Allerdings sollte man auch die Grenzen des eingebauten Blitzes kennen: Diese werden zunächst einmal durch die sogenannte Leitzahl beschrieben. Diese Leitzahl gibt die

Lichtmenge an, die der Blitz erzeugen kann. Kluge Menschen können aus dem Quotienten der Leitzahl und der gewählten Blende die Entfernung errechnen, die der Blitz ausleuchten kann (Leitzahl / Blende = Entfernung). Andersrum lässt sich die optimale Blende berechnen, indem man die Leitzahl durch die Entfernung dividiert.

Mathematisch weniger interessierten Zeitgenossen mag die Information ausreichen, dass die in Kompaktkameras eingebauten Blitze durchweg ausgesprochen schwach auf der Brust sind und in aller Regel kaum mehr als drei, bestenfalls vier Meter ausleuchten können. Die technischen Daten einer Kamera geben die Reichweite des Blitzes meist explizit an. Motive, die außerhalb dieser Reichweite liegen, bleiben obskur.



*Die Reichweite eines Blitzes ist begrenzt:
Während der Vordergrund des Motivs gut
ausgeleuchtet ist, kann man die Person, die zu
weit hinten steht, bestenfalls noch erahnen.*

Der Schalter zur Blitzkontrolle ist bei den meisten Digitalkameras direkt am Gehäuse angebracht und bietet in aller Regel vier verschiedene Optionen: Den Blitz ständig einschalten, den Blitz zuschalten, wenn die Beleuchtungsverhältnisse nicht ausreichen, einen automatischen Vorblitz zuschalten, wenn rote Augen vermieden werden sollen – und schließlich die Möglichkeit, den Blitz ganz abzuschalten.

Was tun, wenn der Blitz nicht reicht?

Digitale Kompaktkameras bieten zweifellos eine Menge Vorteile, souveräner Umgang mit der Blitzlichtfotografie zählt allerdings nicht zu diesen Vorzügen: Der Blitz ist fest eingebaut und hat – aus Rücksicht auf die kompakte Bauweise und die stets knapp bemessene Stromversorgung – Leistungsdaten, die anspruchsvolleren Fotografen die Tränen in die Augen treiben. Wie schon gesagt, ist die

Reichweite dieser Blitze jenseits der Drei-Meter-Marke meist hoffnungslos ausgereizt.

Was also tun, wenn es auch mal etwas mehr sein soll? Da hilft nur noch ein externer Blitz mit eigener Stromversorgung, den man wohl oder übel zukaufen muss. Aber Vorsicht: Der externe Blitz nutzt Ihnen überhaupt nichts, wenn nicht sichergestellt ist, dass der Blitz exakt in dem Moment aufstrahlt, in dem das Bild belichtet wird.

Hier sind die Besitzer digitaler Spiegelreflexkameras zwangsläufig im Vorteil, denn deren Apparate verfügen grundsätzlich über einen so genannten Blitzschuh. Das ist ein Kontaktstecker an der Oberseite des Gehäuses, über den der externe Blitz entweder direkt oder – bei Stab-Blitzen – per Kabel mit der Kamera verbunden wird und so dafür sorgt, dass der Blitz genau im richtigen Moment aufflammmt.

Zu Zeiten der analogen Fotografie gab es diesen Blitzschuh üblicherweise auch an den meisten Kompaktkameras, doch dieses Ausstattungsdetail ging mit dem Siegeszug der Digitalfotografie leider verloren – was nicht immer zwangsläufig daran liegen muss, dass Dicicams zu kleine Gehäuse haben.

Wenn Sie nun unbedingt Ihre kompakte Digitalkamera mit einem externen Blitz nutzen wollen, gibt es möglicherweise noch eine letzte Chance: Sie besorgen sich einen Stab-Blitz, der über das Stativgewinde mit der Kamera verbunden wird (angesichts der Größenverhältnisse müsste es eigentlich heißen, dass die Kamera an den Blitz geschraubt wird). Um nun dafür zu sorgen, dass der Blitz auch rechtzeitig ausgelöst wird, brauchen Sie einen optischen Blitzauslöser, der das Licht eines Blitzgerätes registriert und dadurch zeitgleich ein externes Blitzgerät auslöst. So

was gibt's als Zubehör im Fachhandel und dürfte um die 30 Euro kosten.

Aber Vorsicht: Zunächst einmal müssen Sie schon eine Menge Versuche einplanen, ehe diese Kombination vernünftige Ergebnisse liefert (hier sind Sie im Vorteil, wenn Ihre Kamera die manuelle Einstellung von Blende und Belichtungszeit erlaubt). Zudem funktioniert dieser Trick nur, wenn Sie Ihre Kamera auch dazu bewegen können, auf den Vorblitz, der die roten Augen verhindern soll, zu verzichten. Das ist leider nicht bei allen Geräten möglich – Canons Ixus-Serie ist hier beispielsweise überfordert. In diesem Falle wird der externe Blitz nämlich bereits vom Vorblitz ausgelöst, erstrahlt einige Sekundenbruchteile zu früh – und verpufft ohne Effekt. Ehe Sie also eine derartige Investition ins Auge fassen (so ein Stab-Blitz kostet gut und gern 200 Euro und mehr), sollten Sie sich zuvor

versichern, dass Ihre Kamera auch ohne Vorblitz auskommt.

Schließlich wäre es noch eine gute Idee, vielleicht mal im Fachhandel nachzufragen. Seit Neuestem hat nämlich der Blitzspezialist Metz die Digitalfotografie entdeckt und bietet inzwischen auch Systeme für kompakte Digi-Cams an, die in der Lage sind, sich auf die Zeitverzögerung zwischen Vorblitz und Belichtung einzustellen.

Den Blitz ausschalten

Auf diese letzte Möglichkeit möchte ich Ihre Aufmerksamkeit zuerst lenken, denn ein ausgeschalteter Blitz ermöglicht bisweilen einfach die besseren Bilder: Das beginnt damit, dass ein Blitz den Hintergrund – also alle Motivteile außerhalb seiner Reichweite – ebenso zuverlässig abdunkelt, wie er den erreichbaren Vordergrund aufhellt. Ebenso lässt sich –

gerade bei komplexen Motiven mit vielen Personen – nie ausschließen, dass Motivteile, die sich zufälligerweise näher am Objektiv befinden, dramatisch überbelichtet werden. Insgesamt verfälscht ein Blitz die Lichtverhältnisse eines Motivs ziemlich drastisch, so dass es in den meisten Fällen eine gute Idee ist, den Blitz wenn möglich auszuschalten.



Der eingebaute Blitz liefert ein klinisch reines, aber langweiliges Bild.

Hier haben wir ein Bild, das den Innenraum einer Kneipe zeigt und bei dessen Aufnahme der Blitz benutzt wurde: Der Tisch im Vordergrund ist deutlich überbelichtet und die Personen wirken eingefroren. Der Hintergrund und die Decke verschwinden in der vom Blitz erzeugten Dunkelheit. Insgesamt hat das Bild keine Atmosphäre, es wirkt geradezu klinisch rein.



Ohne Blitz hat dasselbe Motiv deutlich mehr Atmosphäre.

Ganz anders sieht die Kneipe aus, wenn der Blitz ausgeschaltet bleibt: Die heimelige Atmosphäre, die die Kneipe so beliebt macht, kommt unverfälscht auf dem Bild zur Geltung und der Raumeindruck ist deutlich angenehmer. Hinzu kommt, dass die unterschiedliche Beleuchtung (Tageslicht durch die Fenster und Kunstlicht von den Lampen) sehr viel deutlicher hervortritt und das Bild dadurch spürbar an Dynamik gewinnt. Dass einige Personen leicht verwischt sind, schadet wohl nicht weiter.

Die detaillierten Informationen der Bilddatei zeigen übrigens, dass die geblitzte Aufnahme mit einer Belichtungszeit von 1/25 Sekunde aufgenommen wurde. Dagegen wurde die ungeblitzte Aufnahme deutlich länger belichtet: 1/4 Sekunde. Um solche Aufnahmen trotz allem noch sauber und ohne großes Verwackeln hinzubekommen, helfen zwei

Tricks. Erstens: die Arme fest aufstützen und möglichst wenig atmen. Zweitens: die Brennweite der Kamera auf den maximalen Weitwinkel einstellen. Sie werden erstaunt sein, mit wie wenig Licht man noch blitzfrei knipsen kann, wenn man diese beiden Regeln beherzigt.

Den Blitz einschalten

Kaum weniger interessant als das konsequente Ausschalten des Blitzes ist das genaue Gegenteil: die Blitzinstellung, die den Blitz grundsätzlich zuschaltet. Nach meinen bisherigen Ausführungen werden Sie nun gewiss nicht erwarten, dass ich Ihnen als Nächstes anrate, den Blitz konsequent einzuschalten, bisweilen allerdings hat ein Blitz, der an der Kamera-Automatik vorbei ausgelöst wird, unbestreitbare Vorteile, wie die beiden folgenden Bilder belegen dürften:



Der Vordergrund verschwindet ohne Blitz im Gegenlicht.

Hier haben wir einen beeindruckenden Abendhimmel, vor dem sich scherenschnittartig die Silhouetten eines Verkehrsschildes und eines Strommastes abzeichnen. Der Strommast und der aus elektrotechnischen Gründen an ihm angebrachte Firlefanz sind gottlob filigran genug, um den Bildeindruck nicht weiter zu stören, sondern ihn im Gegen teil wirkungsvoll zu unterstreichen. Anders das Verkehrsschild: Es stellt nicht viel mehr dar als ein dreieckiges Loch in der Landschaft und stört massiv.

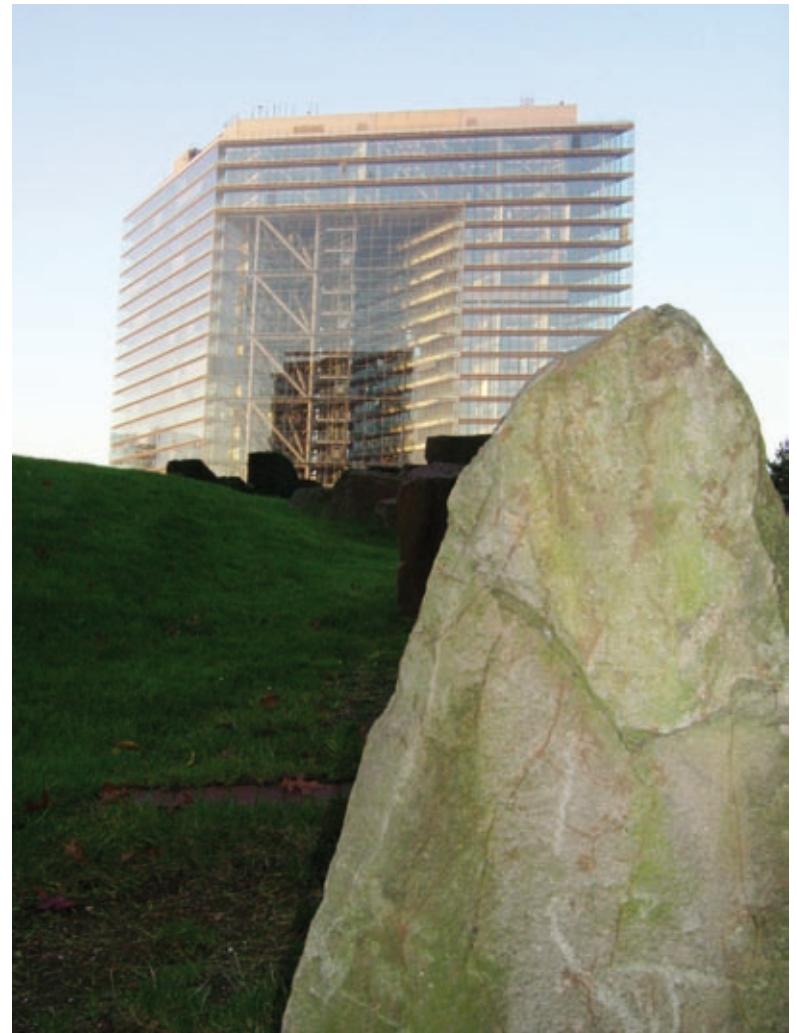
Da es gemeinhin höchst ungern gesehen wird, wenn begeisterte Hobbyfotografen aus ästhetischen Gründen Verkehrsschilder demontieren, – und wir mithin auch nicht um das Schild herum fotografieren können, müssen wir aus der Not eine Tugend machen. Hier hilft der zugeschaltete Blitz, wie das nachfolgende Bild belegt:



Der bewusst zugeschaltete Blitz integriert den Vordergrund ins Bild.

Wie Sie sehen, ist das Schild nun kein Loch in der Landschaft mehr, sondern ein integraler Bestandteil des Motivs. So weit, so gut. Allerdings hat der Abendhimmel spürbar an Dramatik verloren. Das liegt daran, dass sich inzwischen die Kameraautomatik wieder zu Wort gemeldet hat, und die Blende von 6,7 auf 2,8 aufgemacht hat. Der Blitz ist in diesem Falle unschuldig: Ich hätte noch ein paar Versuche machen müssen – beispielsweise dadurch, dass ich ein paar Schritte zurückgetreten wäre.

Sehr viel besser ist der Effekt des zwangsläufig zugeschalteten Blitzes zu steuern, wenn wir es mit Tageslichtsituationen zu tun haben, die von der Sonne größtenteils bereits hinreichend ausgeleuchtet sind. Das sehen Sie hier:



Dieses Bild wäre ohne zusätzlichen Blitz nicht möglich gewesen.

Auf diesem Bild bewundern Sie die Ergebnisse der Bemühungen tapferer Gartenbau- und Landschaftsarchitekten, die dem abgebildeten Hightech-Gebäude (es birgt unter anderem die Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen) ein bisschen Wildnis für den Vorgarten spendiert haben. Zwar war das Gebäude vom Morgenlicht gut angestrahlt, doch lag der Findling im Vordergrund noch im Schatten des hinter dem Fotografen herumstehenden Gebäudes (dieser Schatten zeichnet sich übrigens deutlich auf der Staatskanzlei ab). Also wäre der Findling am Ende ebenfalls ein Loch in der Landschaft geworden. Der bewusst zugeschaltete Blitz sorgt stattdessen dafür, dass der Findling sauber durchgezeichnet ist und der vom Landschaftsarchitekten gewünschte Effekt (den unsere Augen übrigens ohne Schwierigkeiten wahrgenommen hätten) auch auf dem Bild zur Geltung kommt.

Info

Wie schon erwähnt, sind die beiden anderen Einstellungen, die der Blitzschalter üblicherweise vorzuweisen hat, eher für Schnappschüsse geeignet: Die automatische Blitzzuschaltung sowie der Vorblitz gegen rote Augen sind praktische Hilfen, wenn man auf einer Familienfeier knipst, wenn man anspruchsvollere Aufnahmen machen will, sind sie eher hinderlich.

Fotografieren ohne Automatik

Wir sehen also schon beim Umgang mit dem eingebauten Blitz unserer Diccam, dass es unseren Bilder durchaus gut tut, wenn wir deren Automatik auch mal ausschalten oder sie einfach umgehen.

Rufen wir uns dazu noch einmal kurz die wichtigsten Grundlagen ins Gedächtnis zurück:

Grundsätzlich sind es drei Parameter, die bestimmen, wie ein Bild auf die Platte gebannt wird, sei es mit einem uralten „Ritsch-Ratsch-Klick-Apparat“, einer professionellen Analogkamera oder mit einer digitalen Kamera aktueller Bauart: Zeit, Blende und Brennweite. Ob nun eine chemisch behandelte Folie oder ein CCD-Chip im Mittelpunkt aller Aktivitäten steht, ist hier vergleichsweise egal. Stets geht es darum, wie lang das Licht auf die photosensitive Fläche trifft, wie eng es gebündelt und wo es zuvor eingesammelt wurde.

Die beiden wichtigsten Faktoren sind hier zweifellos die Belichtungszeit und die Blendenöffnung: Sie bestimmen unmittelbar darüber, wie viel Licht auf die lichtempfindliche Fläche kommt, also ob das Bild korrekt beleuchtet, ob es über- oder unterbelichtet wird. Leider ist das Beeinflussen dieser beiden wichtigeren Faktoren – Zeit und Blende – bei

modernen Kameras immer mehr zur Domäne der Automatik geworden: Während Opas alte Voigtländer-Kamera ihren Benutzer dazu zwang, selbst für ein ausgewogenes Verhältnis zwischen der durchs Objektiv gelassenen Lichtmenge und der Dauer der Belichtung zu sorgen, wurde diese Kompetenz bei Kompaktkameras – ganz gleich, ob analog oder digital – meist der Automatik übertragen. Erst ab der Spiegelreflexkamera traut die Fotoindustrie dem Anwender wieder genügend Verstand zu, sich selbst zu helfen: Hier findet man die Möglichkeit, die Automatik abzuschalten und sich manuell um Zeit und Blende zu kümmern.

Die Suche nach der verlorenen Zeit

Dennoch gibt es auch Kompaktkameras, die dem Anwender manuelle Kontrolle über Zeit- und Blendeneinstellung erlauben. Die Pentax Optio 60 gehört glücklicherweise dazu, und

so kann ich Ihnen hier zunächst einmal eine Reihe von Bildern zeigen, bei denen die Belichtungszeit vorgegeben wurde und es der Kamera-Automatik überlassen blieb, die passende Blende dazu auszuwählen.



Zur Vorwahl der Belichtungszeit stellt man den Menüknopf auf TV.

Kameras, die ihren Anwendern diese Option bieten, haben dazu üblicherweise eine entsprechende Menüauswahl (oft auch *T* oder *S*). Wenn Sie das Auswahlrad auf *TV* (Time Value) stellen, können Sie die Belichtungszeit selbst wählen.



Lange Belichtungszeiten lassen Bewegungen verwischen.

Wie Sie dem weihnachtlichen Motiv zweifellos sofort ansehen, ist das erste dieser Bilder zu einer Jahreszeit aufgenommen worden, in der Tageslicht nur in begrenztem Maße verfügbar ist. Folglich wurde dieses Bild – und die folgenden – mit Hilfe eines Stativs aufgenommen. Die Belichtungszeit betrug hier 1/10

Sekunde, und die Blende war bereits hier auf eine maximale Öffnung von 1:3,5 eingestellt. Wir haben ziemliches Glück, dass die Kundschaft von den Weihnachtssternen so fasziniert ist, dass sie sich kaum bewegt. Lediglich der linke Arm der Dame verschwimmt aufgrund der langen Belichtungszeit.



Verkürzt man die Belichtungszeit, fehlt Licht.

Hier wurde die Belichtungszeit bei gleicher Blende auf 1/20 Sekunde verkürzt. Auch diese Aufnahme wäre ohne Stativ nicht möglich gewesen, wie man an dem verschwommenen Passanten in Vordergrund leicht erkennen kann. Waren im ersten Bild die Farben noch einigermaßen natürlich, treten sie hier sehr viel stärker hervor. Gleichzeitig ist das Bild insgesamt recht dunkel geraten.



Hier sind die Bewegungen eingefroren, allerdings kann man kaum noch etwas erkennen.

Schließlich ein Bild, das – ebenfalls bei einer Blende von 1:3,5 – mit 1/40 Sekunde belichtet wurde. Diese Aufnahme hätte man ebenso gut aus der Hand machen können: Keiner der Passanten ist durch irgendeine Bewegung verwischt oder unscharf abgebildet. Allerdings sehen Sie auch, dass Sie so gut wie

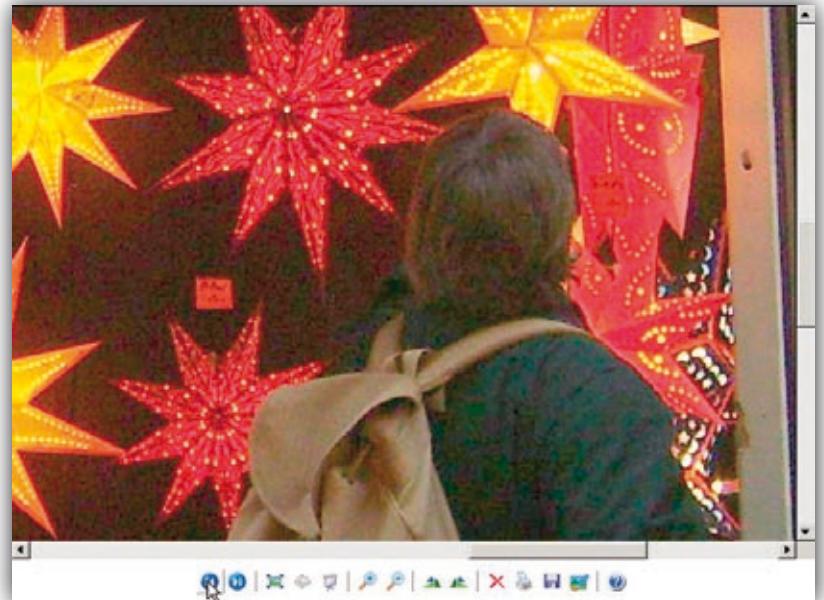
nichts mehr sehen, da das Licht einfach nicht mehr ausreicht.

Das muss jedoch nicht heißen, dass man ab einer gewissen Dunkelheit die Flinte gleich ins Korn werfen (oder die Kamera in der Tasche lassen) muss. Digitale Fotos haben den Vorteil, dass sie einiges an Reserven aufweisen, die man auch ohne aufwändige chemische Prozesse erschließen kann. So habe ich mir mal erlaubt das letzte Bild digital etwas aufzuhellen:



Mit Hilfe digitaler Bildbearbeitung lassen sich dunkle Bilder nachträglich aufhellen.

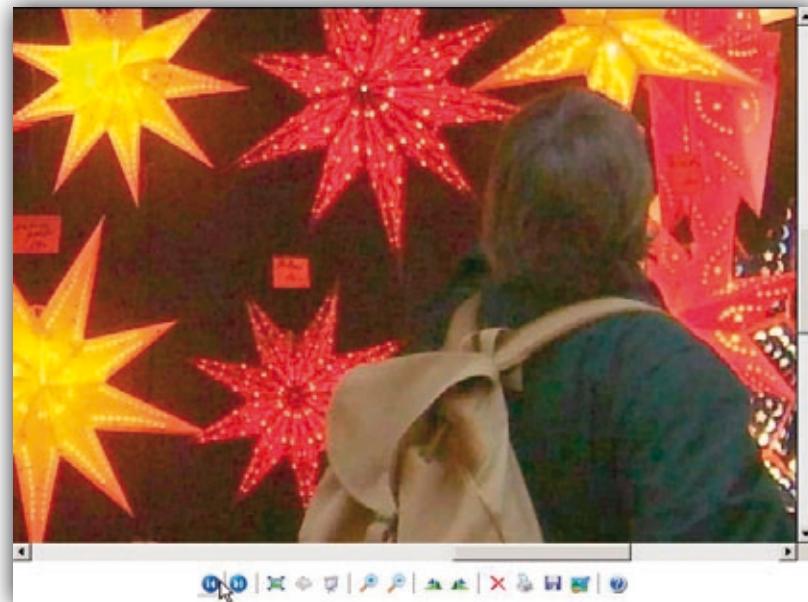
Wie Sie sehen, kann man das aufgehelle Bild durchaus vorzeigen. So haben Sie in Situationen, in denen die Automatik Ihnen nahe legt, das Knipsen doch lieber sein zu lassen, die Möglichkeit, doch noch ein Bild zu machen. Allerdings sollten Sie diese Möglichkeit nicht überschätzen:



Die Detailansicht zeigt: Durch das Aufhellen wurde auch das Bildrauschen verstärkt.

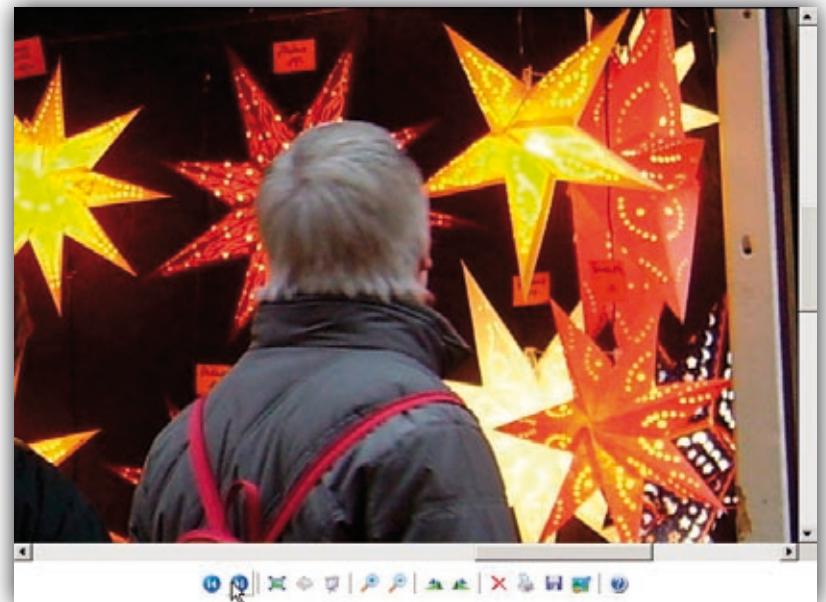
Hier sehen Sie einen Ausschnitt des aufgehellten Bildes in Originalgröße. Es ist offensichtlich, dass das Bild durch die Bearbeitung nicht unbedingt gewonnen hat: Zwar sind Farben und Helligkeit einigermaßen nah am besten Ergebnis, mit dem wir unsere Reihe begonnen haben, allerdings wurde das Bild-

rauschen mit dem Aufhellprozess deutlich gesteigert. Nun gut, mögen Sie jetzt einwenden, das macht ja nichts, schließlich lässt sich mit einem Programm wie Helicon Filter dieses Bildrauschen auch wieder reduzieren – und in der Tat klappt das ganz gut:



Zur Not lässt sich auch das Bildrauschen unterdrücken.

Allerdings sollten Sie dabei nicht übersehen, dass die Bildqualität durch die beiden Bearbeitungsprozesse (Aufhellen und Rauschunterdrückung) nicht unbedingt gewonnen hat, wie ein Vergleich mit dem entsprechenden Ausschnitt des ersten Bildes zeigt:



Ein Blick auf ein korrekt belichtetes Bild zeigt die Grenzen der Bildbearbeitung.

Achten Sie mal auf die Textur und die Konturen der Weihnachtssterne, dann sehen Sie ganz deutlich, dass digitalen Hilfsmitteln nun mal enge Grenzen gesetzt sind. Es lässt sich nicht immer vermeiden, auf diese Hilfsmittel zurückzugreifen, aber es ist allemal besser, wenn man die Aufnahme von Anfang an möglichst perfekt belichtet. Zumal ein Stativ auch nicht mehr kosten muss, als ein Programm zur Rauschunterdrückung.

Neben all diesen eher softwaretechnischen Spielereien sollten wir allerdings im Auge behalten, dass die Belichtungszeit durchaus auch interessante Möglichkeiten zur Bildgestaltung bietet. Die bisherigen Beispiele waren – zugegebenermaßen – quasi mit dem Holzhammer ausgewählt, um die Unterschiede deutlich zu machen.



Niederrhein bei Duisburg im Morgenlicht.

Dosiert man die Belichtungszeit etwas vorsichtiger, kann man damit sehr schöne Effekte erzielen. Diese Aufnahme beispielsweise wurde bei einer Brennweite von 1:8 genau 1/125 Sekunden lang belichtet und zeigt einen Spätsommermorgen am Niederrhein.



Eine leicht verkürzte Belichtungszeit sorgt für kräftigere Farben.

Verkürzt man bei ansonsten gleich bleibenden Werten die Belichtungszeit auf 1/160 Sekunde, stellt man überrascht fest, dass die Farben im Bild deutlich besser zum Ausdruck kommen und „satter“ wirken. Legt man also gesteigerten Wert auf pastellfarbige Töne ist es zweifellos eine gute Idee, die Belichtungs-

zeit etwas zu verlängern. Verkürzt man dagegen die Belichtungszeit, kommen die Farben spürbar stärker aufs Bild.

Sollten Sie übrigens auf die Idee kommen, Schwarz-Weiß-Fotos zu schießen (was in der digitalen Fotografie allerdings eher eine Ausnahme ist), schadet es nichts, wenn Sie gezielt mit längeren Belichtungszeiten experimentieren, denn bei Schwarz-Weiß-Bildern geht es in erster Linie um Oberflächentexturen. Und die kommen nun mal besser zur Geltung, wenn man sie leicht überbelichtet. Die ersten beiden Schwarz-Weiß-Bilder aus meiner Analogphase, die ich Ihnen eingangs dieses eBooklets gezeigt habe, wären von jeder Automatik der Welt als Überbelichtung ausgeschlossen worden.

Blendende Ergebnisse

Neben der Belichtungsdauer steht uns noch eine andere Möglichkeit zur Verfügung, um die richtige Menge Licht aufs Bild zu bannen: Wir können ganz einfach das Loch vergrößern, durch das das Licht ins Kameragehäuse eindringt. Vornehmer gesagt: Wir können die Öffnung der Blende variieren.

Die Blende ist von der Bauart der Linsen und des Objektivs abhängig und wird üblicherweise mit dem Verhältnis beziffert, in dem das Licht, das durch die Linse dringt, zum verfügbaren Licht steht. Im Idealfall betrüge die Blende also 1:1. Da nun allerdings keine Linse so geschliffen werden kann, dass ihr Glas nicht auch eine gewisse Lichtmenge schluckt, ist diese Lichtstärke nur durch Tricks zu erreichen. Das Objektiv funktioniert quasi wie ein Trichter, der mehr Licht einsammelt als

eigentlich nötig wäre und so den natürlichen Schwund ausgleicht.

Hier ist die analoge Fotografie der digitalen übrigens noch um eine Nasenlänge voraus: Die Firma Leica bietet zu ihren Kameras ein Objektiv namens Noctilux (Nachtlicht) an, das zum stolzen Preis von 3 000 Euro eine maximale Blendenöffnung von 1:1 bietet. Darüber hinaus ist nur noch eine Steigerung möglich: Um in seinem Film „Barry Lyndon“ eine Kerzenlichtszene ohne Kunstlicht zu drehen, benutzte Regisseur Stanley Kubrick 1975 ein Objektiv, das die Firma Carl Zeiss, Oberkochen, für die NASA entwickelt hatte. Es hatte eine Lichtstärke von 1:0,7!

Derartige Leistungsdaten sind in der digitalen Fotografie allerdings pure Fantasie: Für eine digitale Kompaktkamera ist eine maximale Blendenöffnung von 1:2,8 schon ein ganz

achtbarer Wert. Das gilt im Wesentlichen auch für die Zoomobjektive, die für digitale Spiegelreflexkameras angeboten werden: Auch hier ist eine Lichtstärke von 1:2,8 das Optimum. Wer hier mehr Licht braucht, muss sich eine sogenannte Festbrennweite – ein Objektiv ohne variable Brennweite – besorgen. Diese können, abhängig von der Brennweite, üblicherweise eine maximale Blende von 1:1,4 oder gar 1:1,2 erreichen, sind allerdings auch wieder entsprechend teuer.



Die Einstellung AV erlaubt es, die Blende manuell auszuwählen.

Um das Programm aufzurufen, das die Blendenvorwahl ermöglicht, stellen Sie den Einstellring Ihrer Kamera auf die Auswahl AV (Aperture Value) (bzw. A bei Kameras anderer Hersteller). Nun können Sie die Blendenöffnung bestimmen und die Belichtungsauf-
matik findet die passende Belichtungszeit.



Bei der größten Blendenöffnung ist nur ein kleiner Bildausschnitt scharf.

Um Ihnen die verschiedenen Möglichkeiten der Blendeneinstellung zu demonstrieren, habe ich mal einen leicht vergammelten Zaun an einer alten Allee ausgewählt, die unseren Bedürfnissen gut entgegenkommt. Das Zoomobjektiv der Pentax Optio 60 steht auf dem maximalen Bildwinkel, der – bezogen auf das Kleinbild-Format – bei 36 Millimetern liegt. Als Blende wurde die größtmögliche Öffnung von 1:2,8 vorgewählt, was die Kamera dazu veranlasste, eine Belichtungszeit von 1/320 Sekunde auszuwählen. Sie sehen, dass die Aufnahme durchweg gut belichtet ist. Allerdings sind die Zaunelemente links im Vordergrund leicht unscharf, und auch die Zeichnung der Bäume, die etwas weiter hinten stehen, lässt zu wünschen übrig.



Eine mittlere Blendeneinstellung vergrößert den Schärfebereich des Bildes.

Bei der nächsten Aufnahme war die Blende etwas kleiner gewählt: 1:4. Dazu wählte die Kamera wieder eine Belichtungszeit von etwa 1/180 Sekunde aus. Sie hier, dass die Details im Hintergrund etwas schärfer abgebildet sind als auf dem ersten Bild: Die Tiefenschärfe hat also deutlich zugenommen – auch

wenn der Vordergrund noch immer verwaschen erscheint.



Die kleinste Blendenöffnung bietet die größte Tiefenschärfe.

Hier haben wir ein Bild mit der kleinstmöglichen Blende bei dieser Brennweite: 1:6,7. Hier betrug die Belichtungszeit etwa 1/80 Sekunde, dennoch ist das Bild etwas dunkler

geraten als seine Vorgänger. Bemerkenswert ist, dass bei dieser Blende das gesamte Bild scharf durchgezeichnet ist. Je kleiner also die Blende gewählt wird, desto größer ist der Bildbereich, der scharf abgelichtet wird.

Die Einstellung der Blende ist übrigens abhängig von der Brennweite, auf die das Zoomobjektiv eingestellt wird. Um das kurz zu demonstrieren, habe ich mich kurz mit der lokalen Fauna beschäftigt.



Ist eine lange Brennweite eingestellt, wird dadurch die größte Blendenöffnung verkleinert.

Bei dieser Aufnahme ist der Zoom auf den maximalen Tele-Effekt eingestellt, die Brennweite beträgt 22mm, was bei einem Kleinbild-Objektiv etwa 105 Millimetern entspräche. Damit beträgt die maximale Blendenöffnung 1/4,8. Die Belichtungszeit betrug

1/30 Sekunde – zu lang um die abfliegende Möwe scharf abzulichten.



Auch bei Teleobjektiven bietet die kleinste Blende die beste Tiefenschärfe.

Sehen wir uns nun eine Aufnahme an, die mit der minimal möglichen Blendenöffnung von 1/11 gemacht wurde. Hier betrug die Belichtungszeit etwa 1/50 Sekunde, und auch hier

sehen Sie, dass bei minimaler Blendenöffnung die größte Schärfe erreicht wird.

Aus all dem ergibt sich nun, dass es zweifellos eine gute Idee ist, stets die kleinstmögliche Blende zu wählen, wenn man Wert auf gestochen scharfe Bilder legt. Dies gilt erst recht, wenn man mit einer kompakten Digicam arbeitet, die keine Möglichkeit zum manuellen Scharfstellen des Motivs bietet, und man keinen Wert darauf legt, dass irgendwelche unwichtigen Motivdetails scharf, die restlichen Bestandteile des Bildes jedoch unscharf abgelichtet werden.

Doch auch hier gibt es eine Ausnahme: Für Porträtaufnahmen gilt die Regel, dass der Tiefenschärfebereich – also die Ebene des Bildes, die scharf gezeichnet wird – möglichst knapp gehalten werden sollte. Wirklich „meisterhafte“ Porträts, die Sie in teuren

Fotobänden betrachten können, zeichnen sich dadurch aus, dass lediglich die Augenpartie des oder der Porträtierten scharf gezeichnet ist. Nasenspitze oder Ohrläppchen dürfen gern schon mal leicht unscharf sein.

Um derartige Effekte perfekt zu erreichen, ist allerdings eine aufwendige Ausstattung von nötigen. Üblicherweise arbeitet man hier mit einem Objektiv mit fester Brennweite, das bei einer Brennweite von 80 Millimetern eine maximale Blendenöffnung von 1:1,2 oder 1:1,4 bietet. Mit Kompaktkameras üblicher Bauart lässt sich so etwas nur annäherungsweise bewerkstelligen.



Geringe Tiefenschärfe ist die Voraussetzung für gute Porträtaufnahmen.

Hier wurde die Porträtaufnahme eher spontan inszeniert, sonst hätte ich den Computermonitor im Hintergrund gewiss mit einem hellen Tuch abgedeckt. Dennoch sehen Sie hier zumindest ansatzweise, was sich mit einer digitalen Kompaktkamera bei Porträtaufnahmen so anstellen lässt: Zur maximalen Blend-

öffnung von 1:2,8 gesellen sich eine automatisch gewählte Belichtungszeit von einer Viertelsekunde und ein Modell, das es irgendwie geschafft hat, lang genug stillzuhalten. Das ist allerdings noch nicht alles: Hinzu kommt schließlich das Umschalten des Entfernungs-Messmodus von einer mittenbetonten Entfernungsmessung auf Spot-Messung, die lediglich einen zentralen Bildpunkt ausmisst. Diese Einstellung setzt voraus, dass sich bildwichtige Motivdetails tatsächlich in der Bildmitte befinden, und sollte daher nur sehr vorsichtig eingesetzt werden. Hat man sie einmal gewählt, sollte man sie anschließend zügig wieder rückgängig machen. Hier allerdings hat sie funktioniert: Die Schärfeebele ist zwar immer noch vergleichsweise „dick“, sieht man allerdings genauer hin, bemerkt man schon, dass die der Kamera abgewandte Gesichtskontur leicht unscharf wird und der

Monitor reichlich vage erkennbar ist. Deswegen habe ich ihn auch nicht abgedeckt.

3-D-Effekte

Nachdem wir schon kurz das Thema Brennweite angeschnitten haben, sollten wir gleich dabei bleiben. Die Brennweite – also im Falle einer Kompaktkamera die Zoomeinstellung – hat nicht nur Auswirkungen auf die größtmögliche Blendenöffnung, sie bietet dem ambitionierten Knipser auch einige Optionen, seine Bilder zu gestalten.

Leider gibt es immer noch haufenweise Fotografen, die der Ansicht sind, ein Zoomobjektiv sei ausschließlich dazu da, dem untrainierten Knipser weite Wege abzunehmen. Das ist nicht der Fall. Obwohl sich dieses Vorurteil wahrscheinlich nie ganz aus der Welt schaffen lassen wird, sei hier nachdrücklich darauf hingewiesen, dass die vornehmste

Aufgabe eines Zoomobjektivs darin besteht, dem Betrachter unserer Bilder den von uns gewünschten Raumeindruck zu vermitteln.



Eine niedrige Brennweite bietet den besten Raumeindruck.

Hier sehen Sie den sogenannten Kö-Garten, die Zierde des bekannten Düsseldorfer Pracht-Boulevards Königsallee, aufgenommen

mit einer Brennweite von etwa 35 Millimeter (wie immer aufs Kleinbildformat bezogen). Auch wenn das Wetter am Tag der Aufnahme nicht sonderlich gut mitgespielt hat, erkennt man doch deutlich, dass dieser wassergefüllte Graben sich über rund einen Kilometer schnurgeradeaus durch die Düsseldorfer Innenstadt zieht. Das gibt dem Betrachter durchaus einen Eindruck davon, wie viele Nobelläden auf der linken und wie viele Bankgebäude auf der rechten Seite dieses Grabens liegen dürften – auch wenn diese bestenfalls zu erahnen sind.



Vergrößert man die Brennweite, verflacht das Bild – weit voneinander entfernte Objekte rücken scheinbar dichter zusammen.

Nun sehen Sie dasselbe Motiv – ohne das Stativ verändert zu haben – mit einer Brennweite von rund 50 Millimeter: Obwohl das Geländer im Vordergrund und die Gebäude am rückwärtigen Ende des Grabens deutli-

cher sichtbar sind, hat die Prachtstraße doch spürbar an Länge verloren.



Die Brennweite von etwa 85 Millimetern verkleinert den Bildausschnitt weiter.

Hier haben wir dasselbe Motiv, aufgenommen mit einer Brennweite von circa 85 Millimeter. Abermals hat sich die Straße verkürzt: Obwohl die Details an der Böschung ebenso

deutlich wie die Gebäude am anderen Ende zeigen, dass der Kö-Graben noch immer nahezu vollständig abgelichtet ist, bleibt fast kein Raumeindruck mehr übrig.



Bei maximaler Brennweite wirkt das Bild flach.

Schließlich der Kö-Graben mit der maximalen Tele-Reichweite von rund 105 Millimetern. Der

ursprünglich starke Eindruck der Raumtiefe ist fast völlig dahin. Übrig bleiben Motivdetails, die nahezu flach und übereinander gestapelt wirken.

Dieser Effekt der Verflachung eines Motivs durch lange Brennweiten muss nichts Schlimmes sein. Im Gegenteil: Richtig eingesetzt, kann er dazu genutzt werden, eine Landschaftsaufnahme ganz anders zu strukturieren, wie Sie hier sehen:

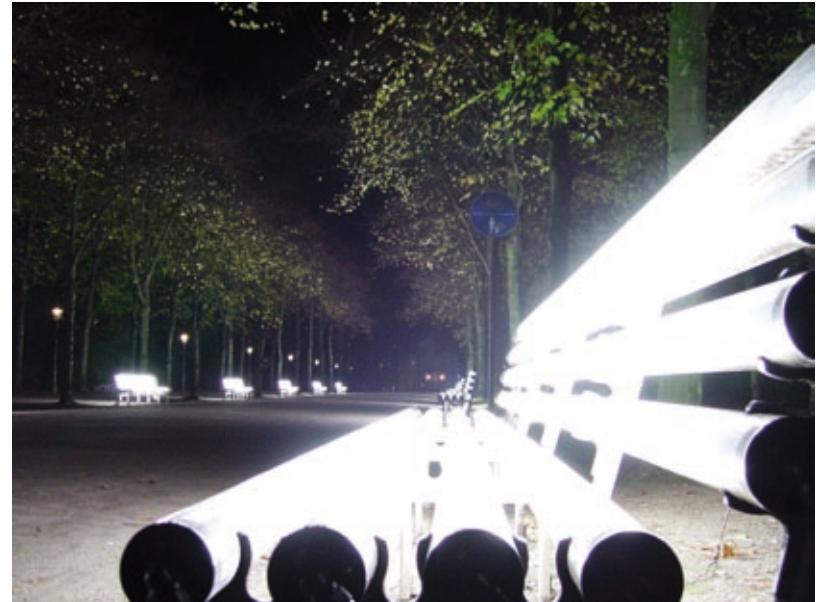


Hier wurde die maximale Brennweite genutzt, um eine Landschaft zu strukturieren.

Eine Niederrhein-Landschaft im Morgen Nebel, aufgenommen mit der maximalen Brennweite von 105 Millimetern. Während Landschaftsaufnahmen aus diesem Teil des Landes meist versuchen, die ungeheure Weite und die Abwesenheit jeglicher Attraktionen – wie etwa Berge oder beeindruckender Skylines – zu

betonen und daher üblicherweise mit Weitwinkelbrennweiten geschossen werden, ging es hier vielmehr darum die horizontale Struktur der Landschaft, die sich aus wenigen Bodenwellen am Rheinufer ergibt, herauszustellen.

Dieser Effekt sollte mit einiger Vorsicht genossen werden, denn wie wir gesehen haben braucht man für Tele-Aufnahmen entweder sehr viel Licht oder ein Stativ.



Minimale Brennweiten garantieren maximalen Raumeindruck.

Legt man dagegen gesteigerten Wert auf die Darstellung räumlicher Tiefe, gilt nur noch eine Regel: Nah ran ans Motiv! Wie Sie hier sehen, war die Kamera nur wenige Zentimeter von der Vorderseite des Motivs (einer Kunst-Installation im Düsseldorfer Hofgarten) entfernt. Die Aufnahme wurde mit einer

Brennweite von 35 Millimetern geschossen, ein Stativ sorgte dafür, dass bei maximaler Blendenöffnung von 1:2,8 und einer vergleichsweise langen Belichtungszeit von 1/17 alles sauber abgebildet wurde. Dass die vorderen Motivkonturen aufgrund der geringen Tiefenschärfe etwas verschwommen aufgenommen wurden, dürfte dem Bild kaum einen Abbruch tun.

Korrektur-Arbeiten

Wir haben gesehen, dass die Lichtmenge, die durch Zeit- und Blendeneinstellung zur Aufnahme eines Bildes zur Verfügung gestellt wird, einige Konsequenzen für die Farbdarstellung hat: Leicht überbelichtete Bilder liefern pastellige Farbtöne, während sich leicht unterbelichtete Bilder durch ausgesprochen knackige, satte Farben auszeichnen.

Diesen Effekt kann man mit vielen Kameras auch gezielt nutzen: Dazu steht die sogenannte EV-Korrektur zur Verfügung. EV steht als Abkürzung für das englische Exposure Value (Belichtungswert). In manchen Fotobüchern deutscher Herkunft (wie auch in Gebrauchsanweisungen älterer Kameratypen) finden Sie stattdessen den Begriff LW-Korrektur – LW ist die Abkürzung für Lichtwert.

Damit dürfte eigentlich alles klar sein: Die EV-Korrektur erlaubt es dem Fotografen, die Kamera so einzustellen, dass sie die Bilder konsequent über- beziehungsweise unterbelichtet.



Ein normal belichtetes Bild setzt keine besonderen Akzente.

Hier sehen wir ein Bronzerelief des Künstlers Bert Gerresheim, das den Barock-Theologen Friedrich von Spee zeigt. Friedrich von Spee hat sich in der Geschichte bekanntlich als Kämpfer gegen die Hexenverbrennungen hervorgetan, was die künstlerische Gestaltung des Reliefs hinreichend erklären dürfte. Als ich vor einigen Jahren an diesem Relief vorbeikam, hatte eine unbekannte Hand der „Hexe“ eine gelbe Nelke in die Hand gedrückt, die leider schon leicht welk war. Dies alles zeigt die Aufnahme zwar deutlich, doch bleibt das Ergebnis eher unbefriedigend, dokumentarisch – um nicht langweilig zu sagen: Die Zeichnung des Reliefs bleibt eher undeutlich, die Blume tritt kaum hervor und die umgebende Mauer wird deutlicher betont, als es dem Motiv gut tut.



Verkürzt man die Belichtungszeit, werden farbliche Kontraste betont.

Hier wurde die EV-Korrektur, die sich bei den meisten Kameras in Schritten von 0,33 Blendenwerten nach oben und unten einstellen lässt, quasi mit der Brechstange um einen Blendenwert (also -1,0) reduziert. Das Ergebnis: Der Kontrast zwischen dem Gelb der Blume und dem grün-schwarzen Ton des Bronzereliefs tritt weit deutlicher zu Tage, während allerdings die Details des Reliefs kaum noch zu erkennen sind.



Eine verlängerte Belichtung sorgt für die verbesserte Abbildung von Oberflächenstrukturen.

Nun die EV-Korrektur ins andere Extrem:
Die Belichtung wurde um einen Blendenwert (+1,0) verlängert. Das Relief ist bis ins Detail durchgezeichnet und die umgebende Mauer ist so hell geworden, dass sie den Bildindruck nicht mehr dominiert – lediglich die Blume fällt weniger auf.

Die EV-Korrektur bietet zwar recht interessante Möglichkeiten zur Bildgestaltung, doch sollen ihre Nachteile hier auch nicht verschwiegen werden: Zunächst einmal kann es durchaus passieren, dass man einem Motiv begegnet, ohne sofort zu wissen, ob man hier lieber intensive Farben oder eine filigrane Oberflächenstruktur haben will. Natürlich lässt sich eine entsprechende Korrektur auch nachträglich mit digitalen Hilfsmitteln vornehmen, doch bleiben derartige Nachbearbeitungen nie ohne Folgen für die Bildqualität und sollten daher nur der letzte Notnagel bleiben.

Der andere Nachteil der EV-Korrektur besteht darin, dass es durchaus passieren kann, dass eine Kamera den einmal vorgewählten EV-Wert auch dann beibehält, wenn die Kamera ausgeschaltet wird. Wird sie später wieder eingeschaltet, ist die EV-Korrektur möglicherweise (sehen Sie besser im Handbuch Ihrer Kamera nach) noch aktiv und sämtliche Bilder, die Sie in der Folge schießen, werden konsequent über- oder unterbelichtet. Auch hier kann man sich nachträglich mit Hilfe eines Bildbearbeitungsprogramms noch aus der Affäre ziehen, die optimale Lösung allerdings ist auch das nicht.

Um dies zu vermeiden, bieten einige Kameras eine Funktion an, die sich „Auto-Bracket“ – bisweilen auch „Bracketing“ – nennt. In Deutschland war es früher üblich, hier von einer Belichtungsreihe zu sprechen, und genau damit haben wir es zu tun.



Die Auto-Bracket-Funktion liefert zunächst eine unterbelichtete Aufnahme mit kräftigen Farben ...

Ist diese Einstellung aktiv, macht die Kamera, wenn der Auslöser gedrückt wird, nicht eine Aufnahme, sondern gleich drei hintereinander. Dabei wird die Belichtung von Bild zu Bild leicht verändert. In welcher Reihenfolge diese automatische EV-Korrektur erfolgt, ist von der Programmierung der jeweiligen Kamera

abhängig. Die Pentax Optio 60 beginnt damit, dass die erste Aufnahme um 0,7 Blendenstufen zu knapp belichtet wird. Wie nicht anders zu erwarten, kommen die Farben kräftig zur Geltung, die Abendstimmung wird ins Dramatische gesteigert.



... dann ein normal belichtetes Foto mit neutralen Farben ...

Die zweite Aufnahme, die Sie hier sehen, wurde normal belichtet. Interessanterweise hat der Fluss (es handelt sich hier um den Rhein) eine ganz andere Farbe angenommen. Die dritte Aufnahme schließlich wurde um 0,7 Schritte überbelichtet:



... und schließlich eine leicht überbelichtete Aufnahme mit entsprechend zarteren Farben.

Entsprechend heller fallen die Farben auf dem fertigen Bild aus. Allerdings sollte ich nicht unerwähnt lassen, dass diese Belichtungsreihe ausgesprochen spektakulär ausgefallen ist. Im Normalfall unterscheiden sich die drei Bilder weniger drastisch.

Dieser Modus bietet zweifellos den Vorteil, dass keine Möglichkeit ungenutzt bleibt (sollten Sie allerdings größere Stufen der EV-Korrekturen anstreben, bleibt Ihnen der manuelle Eingriff nicht erspart). Allerdings sollten Sie nicht vergessen, dass drei Aufnahmen desselben Motivs auch dreimal so viel Platz auf der Speicherkarte in Anspruch nehmen wie eine Aufnahme. Wer regelmäßig im Auto-Bracket-Modus fotografiert, sollte sich rechtzeitig mit entsprechenden Speichermengen wappnen.

Ebenso sollten Sie nicht vergessen, dass eine digitale Kamera einige Augenblicke benötigt, um eine Aufnahmen zu „verdauen“: Drei Aufnahmen, die unmittelbar nacheinander gemacht werden, beanspruchen eine entsprechend längere Zeit. Fotografieren Sie also aus der Hand, ist es keine schlechte Idee, nach dem Druck auf den Auslöser ein paar Sekunden möglichst reglos zu verharren – oder sicherheitshalber lieber gleich ein Stativ benutzen.

Sensibelchen: Empfindlichkeit einstellen

Neben der EV-Korrektur und dem Auto-Bracket-Modus halten die meisten Digitalkameras eine weitere Möglichkeit bereit, um die Belichtung zu beeinflussen: Sie erlauben es, die Empfindlichkeit des photosensitiven Chips zu verändern.

Wer sich noch an die guten alten Zeiten der Analogfotografie erinnert, wird auch wissen, dass dies ein Komfort ist, für den man damals auch mal ein Verbrechen begangen hätte. Früher hatte man lediglich die Möglichkeit, einen Film mit der entsprechenden Empfindlichkeit zu kaufen. Brauchte man plötzlich eine andere Empfindlichkeit, so benötigte man auch einen anderen Film. Das hieß: Der Film in der Kamera musste entweder nur teilweise belichtet zurückgespult werden – oder man musste sich in Geduld fassen, bis dieser Film vollständig verknipst war. Viele Profifotografen führten daher gleich mehrere Kameras mit sich, die mit Filmen unterschiedlicher Empfindlichkeit bestückt waren.

Damals gab es drei Standardempfindlichkeiten: 100 ASA (ganz früher: 21 DIN), 200 ASA (24 DIN) und 400 ASA (27 DIN). Zu diesen Standardempfindlichkeiten gab es die ein-

schlägigen Standardregeln: Ein 100-ASA-Film eignete sich bestens für Außenaufnahmen an hellen Tagen. Im Schatten von Gebäuden oder bei bewölktem regnerischen Wetter war er weniger zu empfehlen, allerdings lieferte er zum Ausgleich gestochen scharfe und extrem feinkörnige Bilder.

Für bewölkten Himmel oder herbstliches Wetter wurde ein 200-ASA-Film in die Kamera gepackt. Der steigerte die Lichtausbeute um eine ganze Blendenstufe und ließ sich auch bei trübem Wetter im Freien einsetzen. Allerdings musste man hier ein größeres Korn in Kauf nehmen. Der 400-ASA-Film schließlich brachte abermals eine zusätzliche Blendenstufe und konnte damit auch in Innenräumen und in der Dämmerung ohne Blitzgerät eingesetzt werden. Allerdings war er vergleichsweise grobkörnig, was Abzüge ab einer gewissen Größe nicht sonderlich gut aussehen ließ.

Daran hat sich bei der digitalen Fotografie nicht allzu viel geändert. Der augenfälligste Unterschied dürfte wohl darin bestehen, dass heute nicht mehr von ASA, sondern von ISO die Rede ist: Stand ASA als Kürzel für die „American Standards Association“, ist ISO die Abkürzung für die „International Organization for Standardization“, die an die Stelle der amerikanischen Organisation getreten ist. An den Zahlen, welche die Empfindlichkeit bezeichnen, hat sich allerdings nichts geändert.

Geändert hat sich dagegen die Bandbreite der Standard-Empfindlichkeiten: Statt 100, 200 und 400 ASA sind bei kompakten Digitalkameras von 50 (bisweilen auch 64 oder 80), 100 und 200 ISO gang und gäbe. Gleich geblieben ist wiederum, dass für die Zeitgenossen, die etwas mehr Geld ausgeben können oder wollen eine höhere Bandbreite zur Auswahl steht: Damals gab es Profifilme

mit Empfindlichkeiten ab 25 ASA, die es ermöglichten, Abzüge in geradezu utopischen Größen anfertigen zu lassen, und es gab besonders „schnelle“ Filme von 1600 und mehr ASA, die es erlaubten, auch mit extremen Telebrennweiten oder bei wirklich miserablen Lichtverhältnissen noch zu Belichtungszeiten zu kommen, die aus der Hand zu bewältigen waren. Ähnlich sieht es bei den anspruchsvollen und teuren digitalen Spiegelreflexkameras aus: Canons EOS-1Ds Mark II beispielsweise erlaubt Aufnahme-Empfindlichkeiten bis zu 3200 ISO – allerdings bietet selbst diese mehrer Tausend Euro teure Kamera keine Möglichkeit, die mindeste ISO-Zahl noch zu unterschreiten. So ist das nun mal bei digitaler Technologie: Das Maximum kann nicht mehr verbessert werden.

Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen analoger und digitaler Fotografie ist, dass die

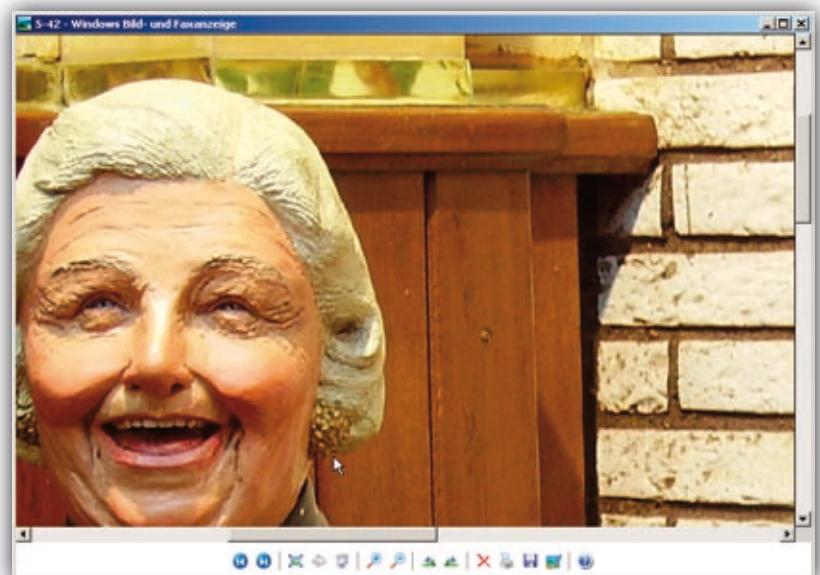
Empfindlichkeit spontan und auf Knopfdruck korrigiert werden kann.



Eine Kneipenszene, fotografiert mit niedrigster Empfindlichkeit.

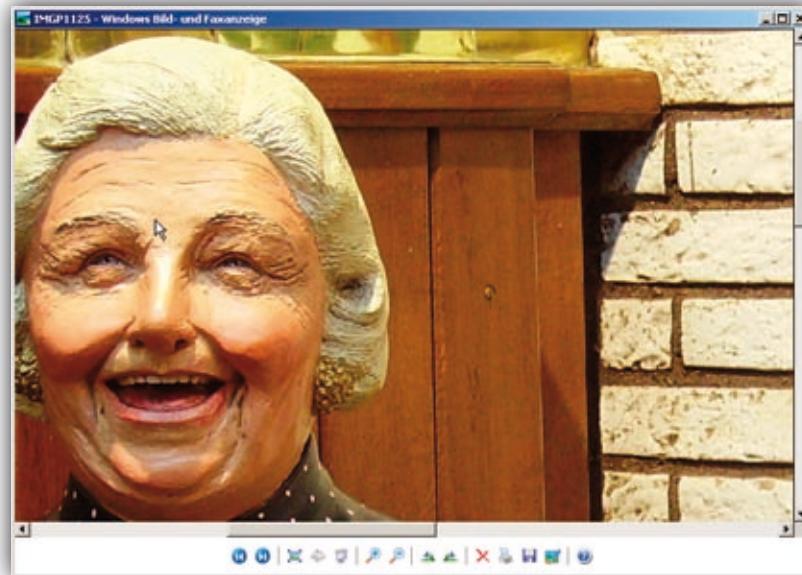
Bei all diesem neuzeitlichen Komfort ist schließlich besonders bemerkenswert, dass sich die alte Grundregel zur Empfindlichkeit nicht ein bisschen geändert hat: Was ich an

höherer Empfindlichkeit gewinne, verliere ich bei der Auflösung – nur dass es bei der Digitalfotografie nicht um Körnigkeit geht, sondern um Bildrauschen. Sehen wir uns das vorige Foto, das eher zufällig im Lichthof einer Kneipe entstand und mit ISO 64 belichtet wurde, mal im Detail an:



Die Detailansicht zeigt kräftige Farben, und kein Rauschen.

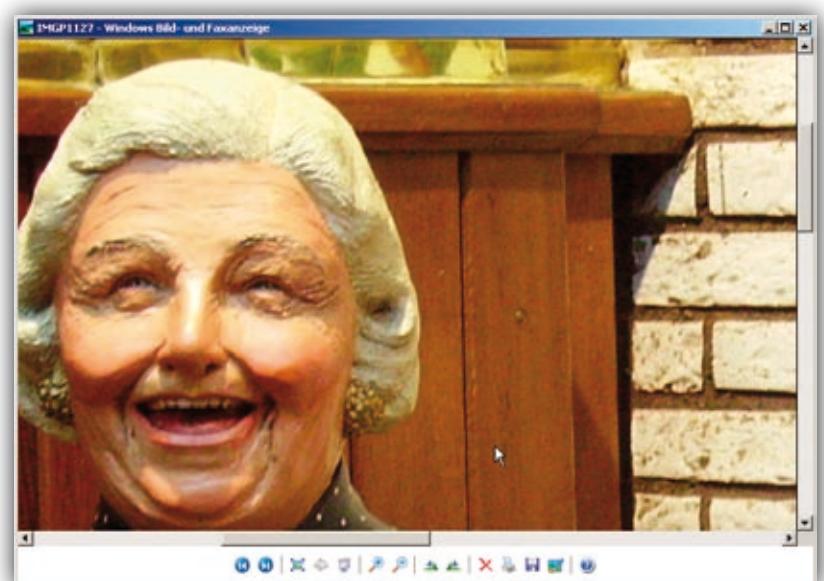
Die beiden Holzfiguren und die Wand dahinter sind sauber und scharf durchgezeichnet, dunkle Stellen sind einfach nur dunkel. Die Belichtungszeit betrug 1/3 Sekunde.



Die Detailansicht der mittleren Empfindlichkeit.

Hier derselbe Bildausschnitt, diesmal aber mit einer Empfindlichkeit von ISO 100 geknipst. Im direkten Vergleich zeigt sich, dass

die Körnigkeit zugenommen hat. Der Effekt fällt nicht weiter ins Gewicht, wenn man sich gleichzeitig vor Augen hält, dass die Belichtungszeit in etwa halbiert werden konnte.



Bei maximaler Empfindlichkeit sieht man deutliches Bildrauschen im Detail.

Die Aufnahme mit ISO 200 allerdings zeigt deutlich gröbere Strukturen, und die dunklen

Stellen sind nicht mehr einfach nur dunkel, sondern lassen bereits deutliches Bildrauschen erkennen. Dafür allerdings wurde die Belichtungszeit abermals halbiert und betrug damit 1/12 Sekunde.

Für den täglichen Gebrauch sollten Sie sich zu Herzen nehmen, dass es die wahrscheinlich beste Möglichkeit ist, die ISO-Einstellung auf die niedrigste Empfindlichkeit einzustellen und diese nur bei echtem Bedarf zu verändern. Die meisten Dicams weisen ihre Anwender übrigens durch ein rotes Lichtsignal, ein Verwackel-Icon auf dem Monitor oder ähnliche Alarmsymbole darauf hin, dass sie der Ansicht sind, dass das Licht nicht mehr ausreicht.

Einige Kameras schließlich bieten auch eine so genannte Auto-ISO-Funktion, bei der die Empfindlichkeit von der Kamera automatisch an die vorhandenen Lichtverhältnisse ange-

passt wird. Das ist zwar eine ausgesprochen praktische Angelegenheit, allerdings sollten Sie erst mal durch intensives Ausprobieren herausfinden, ob die Kamera wirklich stets die niedrigste mögliche Empfindlichkeit auswählt oder ob sie zur Sicherheit nicht lieber eine Empfindlichkeitsstufe draufgibt.

Weißer geht's nicht: Weißabgleich

Wo wir uns gerade über die Vorteile unterhalten, die einem leidgeprüften alten Analogfotografen Tränen des Neids in die Augen treiben, sollten wir bei der Gelegenheit noch rasch ein paar Worte zum automatischen Weißabgleich verlieren.

Früher lief das ungefähr folgendermaßen ab: Nachdem man einen Tag im Freibad verbracht hatte, gönnte man sich abends noch schnell eine Pizza und verknipste beim Itali-

ener die restlichen Bilder auf dem Film. Holte man die Bilder vom Labor ab, stellte man plötzlich fest, dass Monis T-Shirt, das den ganzen Tag im Freibad nachweislich in sattem Grün geleuchtet hatte, in der Pizzeria plötzlich einen unappetitlichen Braunton angenommen hatte.

Der Grund liegt auf der Hand: Im Freibad scheint die Sonne, beim Italiener die 100-Watt-Glühbirne. Kunstlicht ist nicht weiß wie Sonnenlicht sondern hat üblicherweise einen sehr starken Rot- oder Braun-Anteil. Während sich das menschliche Auge rasch und problemlos auf die geänderten Lichtverhältnisse einstellt (Fachleute sprechen hier von „chromatischer Adaption“), kommt der Fotoapparat hier nicht mehr nach und verlangt nach einem speziellen Kunstlichtfilm oder besonderen Filtern, wenn Monis T-Shirt auch in der Pizzeria grün erscheinen soll.



Schaltet man den automatischen Weißabgleich ab, bekommt die Szene im Kunstlicht einen deutlichen Braustich.

Digitalkameras bieten hier einen ungeheuren Vorteil gegenüber den alten analogen Systemen: Sie verfügen über einen Weißabgleich, mit dem sich die Kamera selbsttätig auf die aktuellen Lichtverhältnisse einstellen kann.

info

Dass hier die Farbe Weiß als Referenzfarbe genutzt wird, hat einen ganz einfachen Grund: In Weiß sind alle anderen Farben enthalten und irgendetwas Weißes findet sich praktisch auf jedem Motiv.

Alle digitalen Kameras verfügen über einen automatischen Weißabgleich. Dabei sucht sich die Kamerasoftware einfach die hellste Fläche, die sie auf dem Bildmotiv finden kann, und unterstellt, dass diese weiß ist. Anschließend werden alle übrigen Farben entsprechend angepasst. Dies funktioniert in aller Regel auch völlig problemlos. Allerdings ist auch denkbar, dass die hellste Fläche auf dem Bildmotiv eben nicht weiß ist, sondern einen anderen Farbton aufweist. Dann wird automatisch der gesamte Farbraum entsprechend eingestellt und Sie riskieren einen ziemlich scheußlichen Farbstich.

Um dies zu verhindern, bieten anspruchsvollere Kameras ihren Besitzern einen halb-automatischen Weißabgleich. Professionelle Modelle erlauben sogar einen manuellen Weißabgleich.



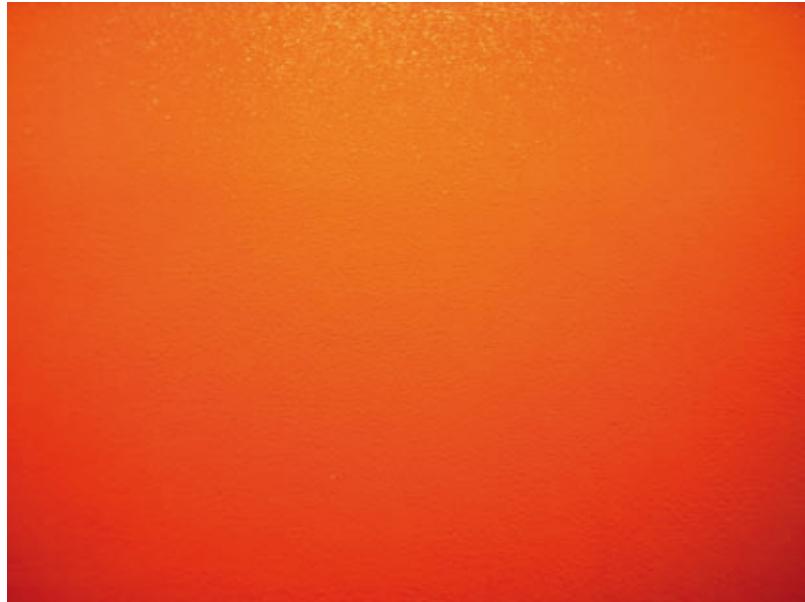
Mit automatischem Weißabgleich erhält die Szene das gewohnte Farbspektrum.

Beim halbautomatischen Weißabgleich sind bestimmte typische Lichtsituationen (Sonne, Innenraum, Halogenlicht, Blitzlicht etc.) fest in der Kamera gespeichert und können je nach Bedarf abgerufen werden. Das bietet zwar einige Vorteile, kann den Fotografen allerdings immer noch mit Situationen konfrontieren, für die es kein gespeichertes Lichtprofil gibt.

Um einen Farbraum auch bei widrigster Ausleuchtung korrekt ablichten zu können, ist ein manueller Weißabgleich nötig. Bei Kameras, die diese Form des Weißabgleichs erlauben, braucht man lediglich ein weißes Blatt Papier, das man formatfüllend in der entsprechenden Beleuchtungssituation fotografiert. Über das Einstellungsmenü teilt man der Kamera mit, dass dieses Bild als Referenz für den Weißabgleich genutzt werden soll, und muss sich um nichts mehr kümmern.

Sollten Sie zwar ein weißes Blatt Papier besitzen, aber keine Kamera mit manuellem Weißabgleich: Was hindert Sie eigentlich daran, das weiße Blatt Papier irgendwo auf dem Motiv zu verstauen (möglichst am Rand, den Sie später einfach wegschneiden können)? Aller Wahrscheinlichkeit nach müsste das Papier der hellste Fleck auf dem Motiv sein, der automatische Weißabgleich übernimmt die Arbeit und Sie sind aus dem Schneider.

Hier sehen Sie, wie sehr eine monochrome Farbfläche die Kameraautomatik in Verwirrung stürzen kann: Das eher dunkle Rot der Fläche ist reichlich orange ausgefallen und ganz nebenbei hat die Entfernungsautomatik ziemlichen Unfug abgeliefert.



Monochrome Flächen stellen den Weißabgleich vor Probleme.



So kann man mit einer Automatikkamera einen manuellen Weißabgleich machen.

Hier habe ich einen weißen Papierfetzen auf die rote Fläche geklebt und das Ergebnis ist offensichtlich: Die Farbe stimmt und die Entfernung ist scharf eingestellt.

Richtig zielen

So, nun müssten Sie eigentlich alle technischen Möglichkeiten kennen, die eine zeitgenössische Digitalkamera zur Bildgestaltung bietet. Damit bleibt nur noch eine Frage übrig: Muss ich mich eigentlich jedes Mal mit dem ganzen Unfug beschäftigen, wenn ich mal ein technisch gutes Bild machen will?

Tja, eigentlich nicht wirklich. Wer mit einer mechanischen und analogen Leica M6 durch die Lande zieht, deren einzige Elektronik ein Belichtungsmesser ist, der allerdings keinerlei Einfluss auf die Belichtung nimmt, und ohne den die Kamera genauso gut funktioniert, tut sicherlich gut daran, sich die Regeln von Blende, Belichtung, Brennweite etc. zu Herzen zu nehmen. Und auch wenn man mit der Digitalkamera in Grenzsituationen gerät, in denen das Licht knapp, die Brennweiten lang oder die Bewegungen schnell werden, lohnt

es sich, die Grundregeln zu kennen und anwenden zu können.

Um allerdings der Wahrheit die Ehre zu geben: Seit ich mit einer Digitalkamera durch die Lande ziehe, verlasse ich mich immer häufiger auf die Automatik. Wie gesagt: Das gilt nicht für die Situationen, in denen es eng wird. Aber in den meisten Fällen liefert die Automatik ganz passable Ergebnisse, wenn man weiß, wie man sie zur Not auch austricksen kann.



Stimmen die Umweltbedingungen, liefert die Kameraautomatik gute Bilder.

Diese Aufnahme ist vollautomatisch entstanden: Ich war Ende September früh morgens mit dem Fahrrad unterwegs, kam an der Stelle, die Sie hier sehen, vorbei, zog die Kamera aus dem Rucksack, stellte mich in Positur, drückte ab – und das war's: Niederrhein im Morgenlicht. Einfacher geht's nicht.

Allerdings fand die Kameraautomatik hier auch allerfeinste Rahmenbedingungen vor: Licht und Schatten waren an den Messpunkten der Automatik einigermaßen ausgewogen, weder mussten übermäßig helle noch übermäßig dunkle Motivbereiche bedacht werden und vor allem: Das Licht kam von hinten, wie man an den Schatten auf dem Weg unschwer erkennen kann.

Hätte ich in die andere Richtung geknipst, hätte ebenso gut ein völlig anderes Ergebnis herauskommen können:

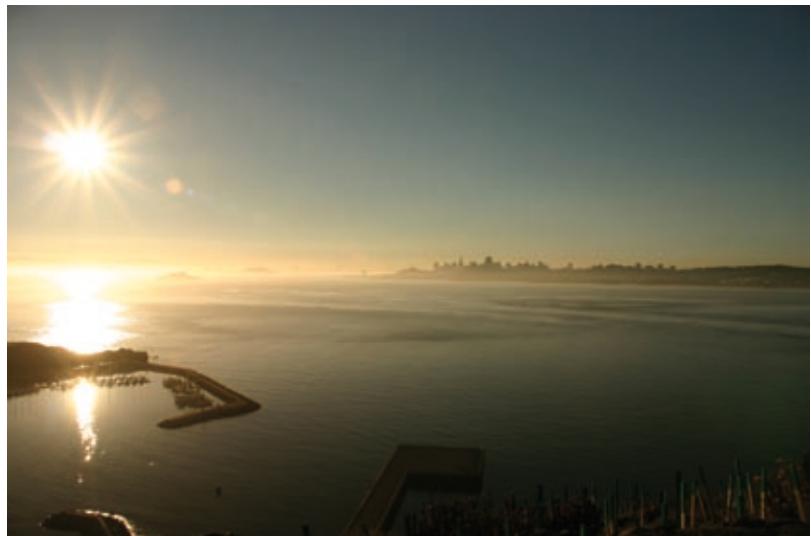


*Starkes Gegenlicht stört die Kameraautomatik.
Foto: Karlheinz Lorenz*

Natürlich ist das nicht der Niederrhein im Morgenlicht, sondern die San Francisco Bay im Nachmittagslicht. Und ebenso natürlich ist das kein schlechtes Foto – im Gegenteil (auch wenn ich es nicht selbst gemacht habe). Allerdings zeigt es nicht das, was der Fotograf gesehen hat. So schlimm ist nicht mal der Smog in San Francisco.

Was ist geschehen? Klar: Die Belichtungsaufotomatik, stets auf ausgewogene Verhältnisse bedacht, hat sich auf die Bildmitte konzentriert, und da ist nun mal eine ziemlich auffällige Lichtquelle: die Sonne und das vom Meer reflektierte Sonnenlicht. Um irgendwie dafür zu sorgen, dass das Bild nicht hoffnungslos überbelichtet wird, hat die Automatik die Blende auf 1:22 zusammengezogen und die Belichtungszeit auf 1/1000 verkürzt. Die spektakuläre Lichtreflexion kommt auf dieser Weise zwar sehr schön zur Geltung, doch

bleibt für den Rest des Motivs einfach nicht genügend Licht übrig, sodass Sie letztlich schon glauben müssen, dass es sich hier um die San Francisco Bay handelt.



Verschwindet die Sonne aus der Motivmitte, kann die Automatik wieder arbeiten. Foto: Karlheinz Lorenz

Ganz anders bei diesem Bild, das keine 60 Sekunden später entstand: Hier zielt das Objektiv nicht auf die Sonne, sondern auf die

Skyline auf der anderen Seite der Bucht. Dort sind Licht und Schatten halbwegs gleichmäßig verteilt, so dass das gesamte Motiv in den Genuss der richtigen Blende und Belichtungszeit kommt und Himmel und Wasser genau den richtigen Blauton abbekommen haben. Und die Sonne? Die lacht zwar reichlich überbelichtet vom Himmel, doch tut das der Sache keinen Abbruch.

Nun könnte man sich einfach merken, dass man die Sonne besser aus dem Bildmittelpunkt raushält. Zweifellos gibt es schlechtere Ratschläge im Leben eines Digitalfotografen, doch geht's auch anders, wie Sie hier sehen:



Mit einem simplen Trick kann man auch direkt in die Sonne fotografieren, ohne auf die Automatik verzichten zu müssen.

Wie Sie richtig bemerken, sind wir wieder zurück am Niederrhein, diesmal auf einer Pferdeweide. Dort habe ich für die Belichtung dieses Bildes einen Trick benutzt: Um zu verhindern, dass bei einem Doppelporträt der Hintergrund scharf und das abgelichtete Paar unscharf abgebildet wird, haben wir die Kamera auf eine der beiden Personen gerichtet, den Auslöser so weit eingedrückt, dass die Automatik die korrekte Entfernung ausmisst, ließen den Auslöser angedrückt, während wir den korrekten Bildausschnitt wählten und schließlich dann die Aufnahme mit den gespeicherten Automatikwerten auslösten.

Dieser Vorgang ist immer noch schwieriger zu beschreiben als durchzuführen. Davon allerdings abgesehen, funktioniert der Trick nicht nur mit der Entfernungsautomatik, sondern auch mit der Belichtungsautomatik. Sollten Sie also in die Verlegenheit kommen, ein Bild

mit extremem Gegenlicht machen zu wollen, tun Sie einfach Folgendes: Sie richten den Sucher der Kamera auf einen einigermaßen unverdächtigen Punkt, der Ihrem Gefühl nach die richtige Helligkeit hat. Das dürfte in aller Regel ein Punkt am Horizont sein, der etwa dreißig Grad rechts oder links von der Sonne ist. Nehmen Sie den Druckpunkt des Auslösers und lassen Sie die Kamera-Automatik ihren Job erledigen. Dann schwenken Sie die Kamera mit gehaltenem Druckpunkt so, dass der gewünschte Bildausschnitt im Sucher erscheint und drücken den Auslöser durch.

Auf diese Art und Weise ist das vorige Foto entstanden: Bei einer Blendenöffnung von 1:2,8 betrug die Belichtungszeit nur 1/222 Sekunde. Die Wiese ist grün, die zur Pferde tränke umfunktionierten Badewannen sind weiß und im Wasser spiegelt sich das zarte Blau des Morgenhimms, ohne dass die Son-

ne alles überstrahlt oder die Farben drastisch verfälscht.

Wie gesagt: Ganz ohne Gefühl und „Daumenwerte“ funktioniert der Trick zwar nicht, aber wenn Sie ein wenig herumprobieren, bekommen Sie diesen Trick rasch in den Griff. Ein paar Versuche mehr oder weniger können gewiss nicht schaden – zumal, wenn Sie bedenken, dass Fehlversuche jederzeit gelöscht werden können und keinerlei finanziellen Aufwand nach sich ziehen.

Motivationsfragen

Jetzt müssten Sie eigentlich so ziemlich alles wissen, was man wissen sollte, um technisch einwandfreie Bilder aufzunehmen. Die nötigen technischen Grundlagen und etwas Mut zum Experimentieren – mehr braucht niemand.

Allerdings könnte es durchaus passieren, dass Ihre Kamera dann doch für längere Zeit in einer Schublade landet, weil gerade kein spektakulärer Familienausflug, kein Urlaub in fremden Landschaften oder keine Familienfeier ansteht. Das wäre schade, denn digitales Fotografieren kann eine Menge Spaß machen, auch wenn gerade keine Postkartenmotive am Wegesrand lauern. Die Kameras – auch wenn sie gerade nicht „ultrakompakt“ sind – sind doch durchweg klein genug, um in der Hand- oder Manteltasche, im Rucksack oder

im Aktenkoffer nur wenig Raum einzunehmen, und erfordern keine bemerkenswerten Körperkräfte, wenn man sie bei sich trägt. Motive finden sich buchstäblich an jeder Ecke und so sollten Sie Ihre Kamera ruhig regelmäßig mit sich führen. Schließlich könnte ausgerechnet das Foto, das Sie morgen nicht machen, das Foto Ihres Lebens sein.

Daher möchten wir dieses eBooklet damit abschließen, dass wir Ihnen ein paar Motivtipps für den Alltag anbieten.

Details

Verweilen wir einfach noch einen Augenblick auf der Pferdeweide, die Sie eben bereits kennengelernt haben. Die Weide ist eigentlich extrem unspektakulär. Das dürfen Sie mir ruhig glauben, denn mein Weg zur Arbeit führt mich fast täglich zweimal daran vorbei. Dennoch

lohnt es sich, ab und zu einfach mal innezuhalten und etwas genauer hinzuschauen.



Spinnen am Morgen ...

Auch ein Spinnennetz ist nicht sonderlich spektakulär, wie diejenigen unter Ihnen, die ihre häuslichen Pflichten ernst zu nehmen pflegen, mir sicherlich bestätigen werden.

Hängt es aber im ersten Morgenlicht am Zaun einer ebenfalls unspektakulären Pferdeweide, sieht die Sache schon ganz anders aus – erst recht, wenn der Frühnebel das Netz mit feinsten Tautropfchen überzogen hat. Hier wurde – wie Sie wahrscheinlich schon vermutet haben – die Makroeinstellung der Kamera eingesetzt.

Solche Details finden sich immer wieder – gerade an den Stellen, die wir schon tausendmal und öfter „abgelatscht“ sind. Auch wenn Sie nicht immer so schöne Bilder ergeben, liefern Sie oft genug doch gute Bilder, Bilder die eine Geschichte erzählen.



Ungewöhnliches Detail an einer Brückenrampe.

Auch hier sehen Sie ein kurzes Stück des Weges, den ich regelmäßig zur Arbeit zurücklege. Die linksrheinische Rampe der Brücke, mit der die Autobahn A44 im Düsseldorfer Norden den Rhein überquert. Hier entdeckte ich eines Morgens ein paar frische Rosen, die mit Kabelbinder an den Gittern des Geländers

befestigt waren – und die in der Folge regelmäßig durch frische Blumen ersetzt wurden.



Ein gutes Bild erzählt eine Geschichte.

Die zugehörige Geschichte erfuhr ich zufällig aus der Lokalpresse: Eine junge Frau war eines Morgens beim Sport an eben dieser Stel-

le zusammengebrochen und an einem zuvor unentdeckten Herzfehler gestorben.

Gewiss erzählt dieses Bild keine „schöne“ Geschichte – aber es erzählt eine Geschichte. Und das ist ja schon mal was. Zumal die regelmäßig frischen Blumen an dieser Stelle zeigen, dass die Frau noch immer von ihren Lieben vermisst wird.

Folgen Sie mir doch einfach noch etwas auf meinem Weg zur Arbeit: Kaum einen Kilometer weiter rheinaufwärts befindet sich die Düsseldorfer Kläranlage, normalerweise kein Grund, sich an dieser unnötig lang aufzuhalten. Allerdings sollten wir nicht vergessen, dass digitale Fotos zwar eine Menge festhalten, dass unangenehme Gerüche jedoch glücklicherweise nicht dazu gehören.



Mit etwas Glück findet man auch auf dem Weg ins Büro gute Motive.

Nachdem Sie mittlerweile mitbekommen haben, dass ich Morgenstimmungen und Frühnebel mag, dürfte Sie dieses Foto nicht weiter verwundern. Ich möchte dazu nur anmerken, dass neben den Ausdünstungen der Kläranlage auch ein paar nasser Füße zu den Neben-

effekten gehören, die man diesem Bild nicht anmerkt.

Es ist allerdings gut möglich, dass Ihr Weg zur Arbeit nur wenig landschaftliche Schönheiten für Sie bereit hält und Sie eher mit urbaner Szenerie konfrontiert werden. Doch auch hier lassen sich gute Fotos schießen:



Auch in der Stadt locken spannende Motive. Foto: Claudia Vogt-Müller

Eigentlich ein schönes Bild, nicht wahr? Bilder dieser Art finden sich regelmäßig in den Prospekten, mit denen Städte Investoren oder Touristen in ihre Mauern zu locken versuchen. Dennoch macht dieses Bild auch ein Problem deutlich, das uns beim Fotografieren in besiedelten Gegenden öfter begegnet: Die Motive die Sie auf den Fotos sehen, sind nicht notwendigerweise auch die Motive, die wir mit eigenen Augen sehen. So können wir die Architektur dieses Gebäudes – wenn wir denn tatsächlich davor stehen – durchaus wahrnehmen, ohne uns an den Fahrdrähten der Straßenbahn zu stören. Auf dem Bild allerdings zeigt sich, dass man diese Drähte zwar ignorieren, nicht aber drumherum fotografieren kann. Das ist nun mal so bei Großstadt-bildern: Immer wieder steht ein Telefonhäuschen, eine Litfassssäule oder ein Strommast im Wege, den man nicht so einfach kappen darf, bloß um ein anständiges Foto zu machen.



So kann man Hindernisse ins Bild integrieren.

Bisweilen kann man diese Nebenprodukte urbaner Zivilisation zwar durch geschickte Standortwahl aus dem Bild heraushalten, aber das geht nicht immer. Hier empfehle ich einen anderen Trick: Wenn man das Zeug schon nicht vermeiden kann, kann man ebenso gut versuchen, es zum Bildbestandteil zu machen: Daher gefällt mir das zweite Foto recht gut: Die Silhouette des Ampelmaßtes nimmt die geschwungene Hochhausfassade auf und betont sie zugleich. Dadurch, dass die Ampel gerade auf Rot zeigt (so viel Zeit muss sein), bietet sie zudem noch einen farblichen Kontrast zu dem ansonsten in starken Blautönen gehaltenen Motiv.

Kontraste

Damit wären wir bei einem weiteren Element, das gute Bilder oft auszeichnet: Kontraste.

Bleiben wir noch ein wenig in der Stadt, aber wechseln wir die Tageszeit:



Eine hübsche Abendszene, nur leider leicht langweilig.

Hier sehen Sie den Düsseldorfer Burgplatz im frühen Abendlicht und vorweihnachtlicher Illumination. Ein hübsches Bild, allerdings auch

ein leicht langweiliges Bild. Irgendwie wirkt alles etwas zu friedlich.



Die Scheinwerfer eines Taxis geben dem Bild die nötige Spannung.

Jetzt sieht es schon besser aus: Die Scheinwerfer eines heranfahrenden Taxis sorgen am linken Bildrand für etwas Action und das Bild gewinnt an Dynamik.



Auch diesem ausgewogenen Motiv fehlt ein dynamischer Kontrast.

Inzwischen ist der Abendhimmel völlig verdunkelt, und wir finden uns abermals im Düsseldorfer Hofgarten vor der Lichtinstallation wieder, die Sie bereits kennen. Diesmal habe ich mir viel Zeit genommen und das Stativ sorgsam aufgebaut. Die Komposition ist einigermaßen ausgewogen, die Fluchtenlinien

weisen alle auf einen einzigen Fluchtpunkt: das beleuchtete Portal des barocken Stadtschlösschens im Hintergrund, dessen warme Lichtstimmung diesen Fluchtpunkt zusätzlich hervorhebt. Die Blende war mit 1:2,8 auf maximale Öffnung gestellt und die Belichtungszeit betrug 1/4 Sekunde. Obwohl eine erste Kontrolle auf dem Kameramonitor recht viel versprechend aussah, machte ich noch ein paar Aufnahmen, bis schließlich diese dabei herauskam:



Zwei Fahrradfahrer bringen Leben ins Bild.

Zwei Fahrradfahrer hatten sich ins Bild geschlichen, und da sie ihre Räder vorschriftsmäßig beleuchtet hatten, hinterließen sie eine deutliche Spur auf dem Bild. Das war es, was gefehlt hatte: Bewegung. Freundlicherweise folgten die beiden Radler auch noch der Fluchlinie, die sich aus den Baumreihen,

den Laternen und der Lichtinstallation ergab. Allerdings erscheinen die Radler nur als Schatten. Mehr war bei einer Belichtungszeit von 1/4 Sekunde nun mal nicht drin. Aber da es hier nicht darum ging, diese beiden zu porträtieren, wollen wir es dabei belassen.

Action: Bewegung festhalten

Wo wir schon mal bei raschen Bewegungen in schlechter Beleuchtung sind, möchten wir Ihre Aufmerksamkeit gern auf ein Motiv, oder besser eine ganze Palette von Motiven lenken, die nicht unbedingt zum urbanen Alltag gehören und uns leider auch viel zu selten auf dem Weg zur Arbeit begegnen. Die Rede ist vom inzwischen legendären Konzert der Toten Hosen, mit dem die Düsseldorfer Kultband am Abend des 10. September 2005 ihre Tournee am Heimatort beendete (das Konzert ist übrigens als DVD zu haben und kann un-

ter dem Titel „Heimspiel“ für ein Spottgeld im wohl sortierten Fachhandel bezogen werden).

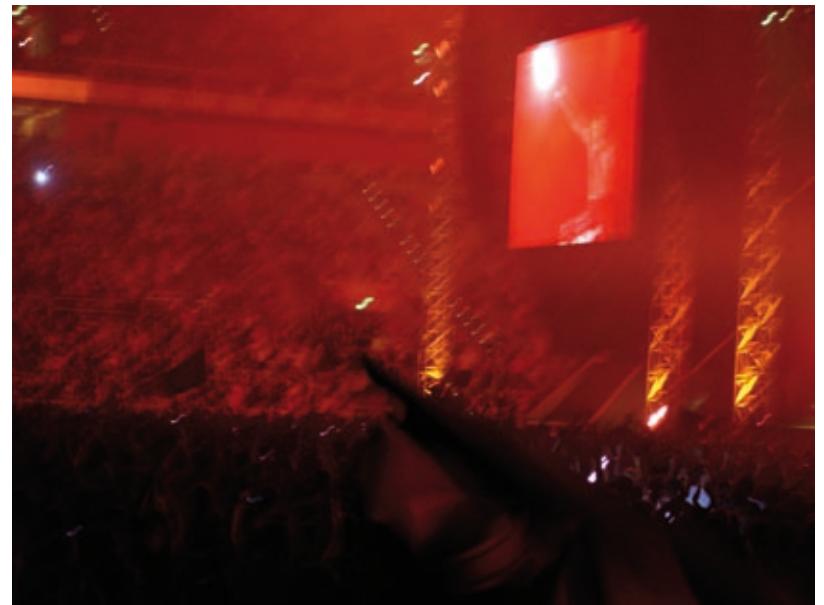


Ein technisch gutes Bild, das allerdings wenig Stimmung zeigt. Foto: Claudia Vogt-Müller

Ein hübsches Bild, nicht wahr? Bemerkenswert ist allerdings in erster Linie, dass die Kamera (eine Sony DSC W12 mit einer Blendenöffnung von 1:2,8, einer Belichtungszeit

von 1/10 Sekunde und einer manuell eingestellten Empfindlichkeit von ISO 100) ein praktisch rauschfreies Bild zuwege gebracht hat: Die schwarzen Stellen sind wirklich schwarz – und den Rest sehen Sie ja selbst.

Dabei fällt Ihnen womöglich auch auf, dass das Bild insgesamt – und nicht allein an den schwarzen Stellen – reichlich rauschfrei ausgefallen ist. Frontmann Campino schindet sich zwar redlich, doch das Publikum wirkt einigermaßen eingefroren.



Gerade weil alles unscharf ist, wird die Konzertstimmung spürbar. Foto: Claudia Vogt-Müller

Das ist bei diesem Bild schon anders: Die Blende ist auf 1:5,2 eingestellt, die Belichtungszeit betrug 1/8 Sekunde und die Empfindlichkeitsautomatik hatte ISO 320 vorgegeben. Was sieht man noch? Man sieht nur Bewegung. Selbst die begnadete Fotografin konnte angesichts der Stimmung im Saal

nicht stillhalten, sodass selbst die Bühnenmasten reichlich verwackelt sind. Ist dieses Bild deswegen ein schlechtes Foto? Ich glaube nicht. Eher im Gegenteil. Hier spürt auch der Betrachter, der nicht Augenzeuge war, wie sehr die Toten Hosen die Stimmung anheizen können.



Trotz aller Stimmung erkennt man auch die Band. Foto: Claudia Vogt-Müller

Hier nähern wir uns unaufhaltsam dem Finale des Konzerts: Die Empfindlichkeitsautomatik ist inzwischen auf ISO 250 umgestiegen – warum auch immer. Das Ergebnis kann sich jedenfalls sehen lassen, denn inmitten all der wehenden Fahnen und der hell aufstrahlenden Scheinwerfer erkennt man die Band – oder zumindest 80 Prozent der Mannschaft – sauber, auch wenn die es selbst auch nicht geschafft haben, die 1/8 Sekunde, in der das Bild belichtet wurde, wirklich stillzuhalten. Wer wollte ihnen das verdenken.



Vorhang, Applaus. Foto: Claudia Vogt-Müller

Nun ist das Finale erreicht. Nicht nur für das Konzert, sondern auch für unseren Bildbericht vom Hosen-Konzert. Der Saal ist inzwischen so gut ausgeleuchtet, dass die Automatik wieder einen kleineren gang eingelegt hat und nun wieder bei ISO 200 angekommen ist – bei unveränderter Blende von 1:5,2 und

ebenfalls gleich gebliebener Belichtungszeit von 1/8 Sekunde. Was hat's nun gebracht? Zunächst mal die Bestätigung, dass nicht jedes Bild, das man digital knipst, was werden muss: Die vier Bilder, die Sie hier gesehen haben, sind quasi die letzten Überlebenden einer Reihe von knapp 100 Aufnahmen. Darüber hinaus haben wir gesehen, dass es nicht immer unbedingt notwendig ist, dass ein Bild auch scharf und technisch perfekt ist: Es geht schließlich nicht darum, einfach nur zu dokumentieren, dass man auch da war. Für derartige Gelegenheiten kann man nicht zuletzt auch die Eintrittskarte ins Album kleben. Vielmehr sollte es doch darum gehen, dass man irgendwie versucht, das abzubilden, was man erlebt hat. Und das ist eben auch nicht immer gestochen scharf.

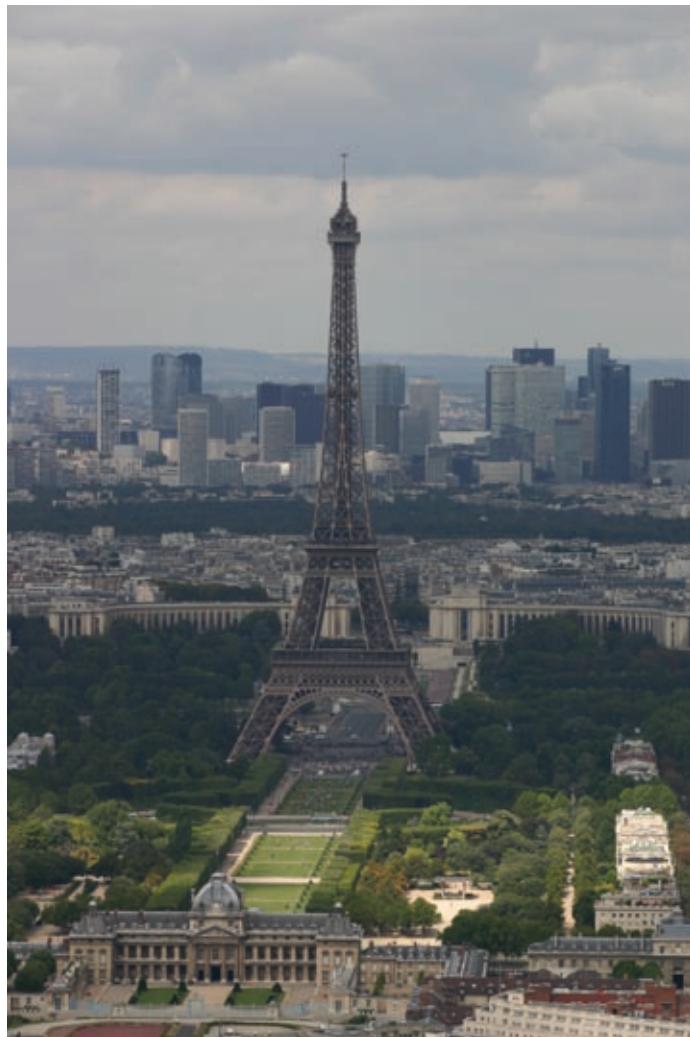


Apropos Eintrittskarten: Tun Sie sich bitte unbedingt einen Gefallen und sehen Sie auf Ihren Konzertkarten nach, ob da irgendwo ein Vermerk steht, dass das Fotografieren während des Konzerts verboten ist. So was passiert erheblich öfter, als einem lieb sein kann, und kann unnötige juristische Verwicklungen zur Folge haben, wenn Sie Ihre Bilder beispielsweise ins Internet stellen wollen. Ähnliche Einschränkungen gelten auch für Museen und Kunstausstellungen – das ist nicht zuletzt der Grund, weshalb ich Ihnen hier meine Fotos, die ich 1995 von Christos verhülltem Reichstag gemacht habe, vorenthalten muss. Das Management des Ehepaars Jean-Claude und Christo Javacheff ist nämlich als reichlich humorlos verschrien.

Spektakuläres

Wo wir gerade über spektakuläre Aufnahmen sprechen, möchten wir die Gelegenheit nutzen, Ihnen auch ein paar Tipps mit auf den Weg zu geben, wie man mit den Gefahren umgeht, denen man sich zwangsläufig aussetzt, wenn es einen an Orte verschlägt, die förmlich danach schreien, fotografiert zu werden. So was passiert zwar üblicherweise im Urlaub, dennoch wollen wir dieses Thema hier nicht verschweigen.

Hier sehen Sie so ziemlich das Schlimmste, was einem ambitionierten Knipser im Urlaub widerfahren kann: Man gerät an ein Motiv, das man einfach nicht übersehen kann und auch nicht darf, weil man sich beim Herzeigen der Bilder später sonst jeder Menge unangenehmer Fragen aussetzen würde – à la:



Fotografenpech: Was will man aus so einem Motiv noch machen? Foto: Clemens Orth

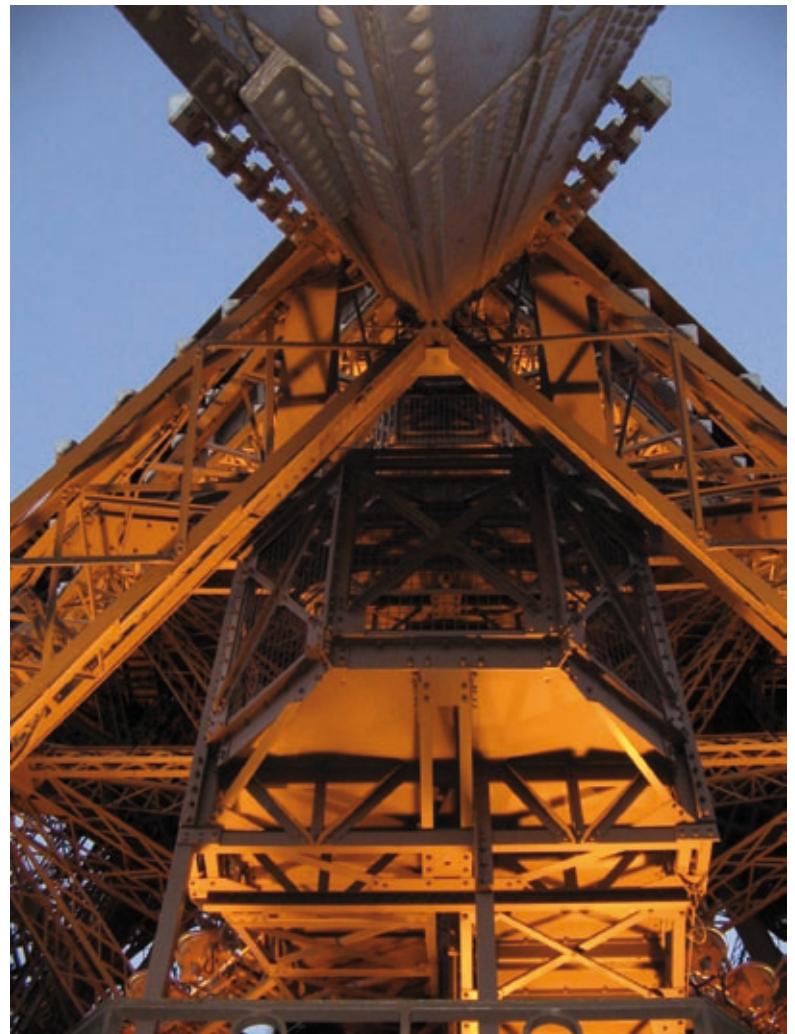
„Wie, Ihr seid in Paris gewesen? Und wo ist dann das Foto vom Eiffelturm?“

Gleichzeitig aber hat man nicht für fünf Pfennig (oder zwei Cent, weil Sie es sind) Lust, das fünfmillionste Foto vom Eiffelturm zu machen, weil dieses Motiv einfach längst in jeder nennenswerten Situation tausendfach abgekipst wurde: Eiffelturm im Morgenlicht, Eiffelturm illuminiert bei Nacht, Eiffelturm mit Schwiegermutter, Schwiegermutter mit Eiffelturm und so fort.

Ich gebe gern zu, dass ich – als es mich vor einigen Jahren mal wieder nach Paris verschlug – angesichts des Eiffelturms meine Kamera in der Tasche gelassen und lieber die unangenehmen Fragen in Kauf genommen habe – schließlich war's ja auch 'ne Geschäftsreise. Davon aber mal abgesehen, stellt sich dieses Problem immer wieder: Ob

es einen nun an den Schiefen Turm von Pisa, auf die Karlsbrücke in Prag, an die Golden Gate Bridge in San Francisco oder ans Manneken Pis in Brüssel verschlägt – das Problem ist immer dasselbe: Was fängt man mit einem Motiv an, das über Jahrzehnte hinweg buchstäblich „todfotografiert“ wurde? Ich gebe ebenfalls zu: Obwohl ich mich regelmäßig, oft und gern in Brüssel aufhalte, ist mir noch nie ein vernünftiges Foto vom Manneken Pis gelungen.

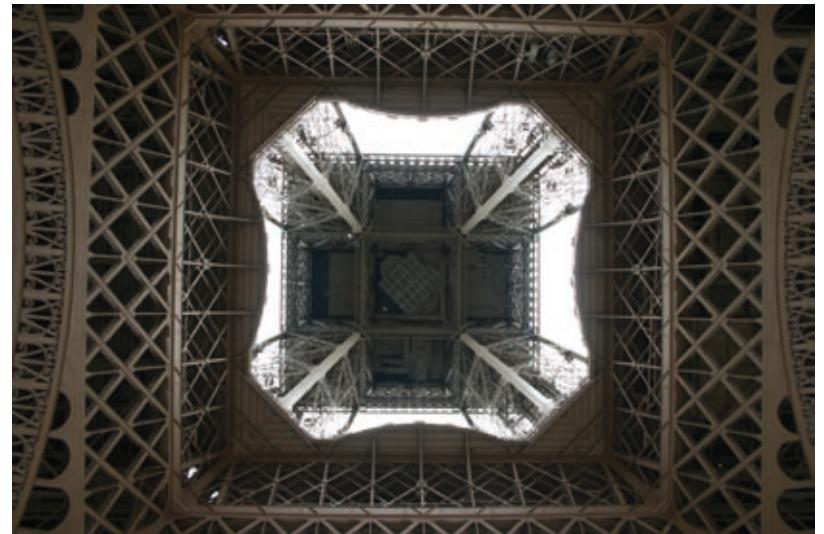
Da hatte Clemens Orth mehr Glück, als er im August 2005 einen Kurztrip nach Paris unternahm und die richtige Perspektive fand:



Die ungewohnte Perspektive zeigt ein bekanntes Motiv im neuen Licht. Foto: Clemens Orth

Er hat sich einfach auf die Struktur des Eiffelturms eingelassen und versucht, diese abzulichten. So wurde erst mal an einem Bein des Eiffelturms hoch fotografiert. Das Ergebnis ist durchaus beeindruckend, denn – obwohl hier nur ein Bruchteil des Eiffelturms sichtbar ist – spürt der Betrachter sofort das Gewicht des für das Monument verbauten Stahls. Auch so kann man den Eiffelturm sehen.

Aber auch so. Eigentlich eine simple Idee (aber das war das Ei des Columbus auch): Man stelle sich unter den Eiffelturm, suche einen Punkt, der möglichst in der Mitte liegt, beuge sich so weit zurück, dass die Kamera möglichst genau nach oben zeigt – und drücke ab. Fertig. Der geradezu atemberaubende Effekt besteht hier nun darin, dass eine Struktur, die wir alle schon aus der Märchenstunde mit Tante Lotte kennen, hier völlig neu gesehen wird. Alles, was den Eiffelturm



Eine höchst originelle Art, den Eiffelturm zu fotografieren, ohne Klischees zu wiederholen. Foto: Clemens Orth

ausmacht, ist auf diesem Bild vorhanden: die weltberühmte Stahlkonstruktion, das monströse Gewicht des verbauten Stahls und schließlich die Leichtigkeit der Konstruktion, die man normalerweise nur wahrnimmt, wenn man ihr unmittelbar gegenübersteht.



Fotografenglück: der „Hausmeister“ des Eiffelturms in Aktion. Foto: Clemens Orth

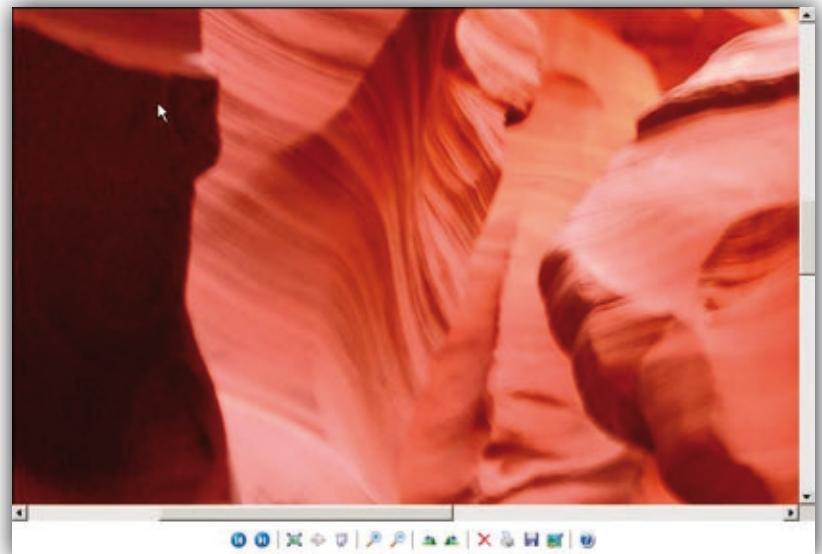
Schließlich krönte Clemens M. Orth sein bemerkenswertes Fotoshooting des Eiffelturms noch mit einem sehenswerten Detail: Es gelang ihm, den „Hausmeister“ des Eiffelturms abzulichten. Dieser Zeitgenosse verbringt rund 365 Tage des Jahres damit, am Eiffelturm herumzuklettern und sich überall, wo sich auch nur ein wenig Rost bemerkbar macht, mit Drahtbürste und Mennige dem Verfall entgegenzustemmen. So sieht der Betrachter auch hier etwas vom Eiffelturm, das nicht auf jeder Postkarte abgebildet ist: Dass es auch hier letztlich um ein technisches Produkt geht, das ebenso der regelmäßigen Wartung bedarf wie ein x-beliebiger VW Golf.

Verweilen wir noch kurz bei den Problemen, die spektakuläre Motive mit sich bringen können. Hier sehen Sie ein – zweifellos ausgesprochen spektakuläres – Bild aus dem Inneren des Lower Antelope Canyon im US-



Die abstrakte Felsformation verunsichert den Betrachter ebenso wie die Kamera-Automatik. Foto: Karlheinz Lorenz

Bundesstaat Arizona. Der Canyon ist – dem werden Sie gewiss zustimmen – extrem spektakulär. So spektakulär allerdings, dass hier auch die Automatik der Canon EOS 300D, die Karlheinz Lorenz im Gepäck hatte, einigermaßen überfordert war, wie Sie leicht erkennen können, wenn wir uns das Bild mal in Originalauflösung ansehen:



Das Detail zeigt, dass die Kamera mit dem Motiv nichts anfangen konnte.

Ebenso wie unser Auge in diesem Bild lediglich eine abstrakte Konfiguration von Farben und Strukturen erkennen kann, hat auch die Belichtungs- und Entfernungsautomatik der EOS 300D hier ihre Probleme: Was ist hier das wichtigste Element des Motivs? Wohin soll die Entfernungsautomatik zielen – wohin das Belichtungsprogramm? Alles interessante Fragen, auf welche die Kamera-Autamatik allerdings keine Antwort finden konnte.



Kaum betritt ein Mensch die Szene, erklärt sich das Bild. Foto: Karlheinz Lorenz

Kaum betritt allerdings eine – zweifellos bezaubernde – Person das Bild, wird alles ganz einfach: Der menschliche Betrachter begreift plötzlich die Größe der Kalksteinformation und versteht sofort, was eigentlich so Besonderes an diesem Motiv ist. Interessanterweise versteht auch die Kamera-Automatik in diesem Moment augenblicklich, worum es hier eigentlich geht, wie das Detail anschaulich belegt:



Auch die Kameraautomatik bewertet das Motiv richtig, wenn es einen Anhaltspunkt bekommt.

Der Marathon-Wahn

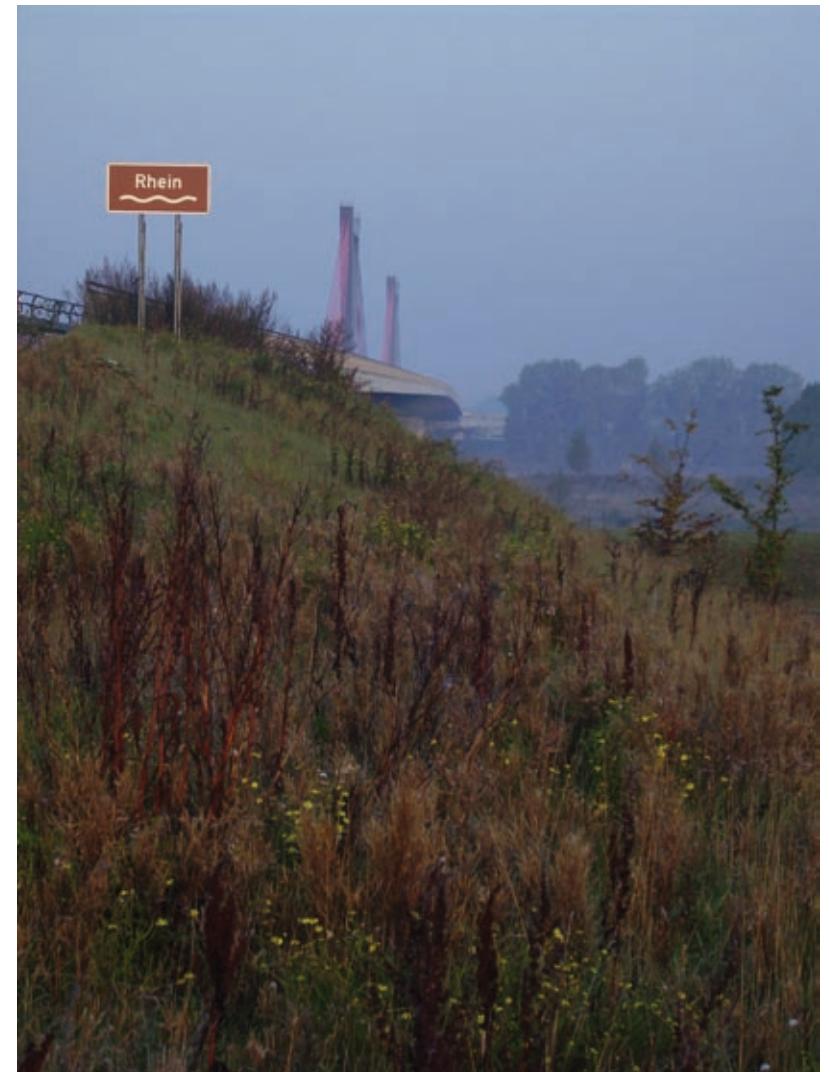
Kehren wir nach diesem kurzen Abstecher in die große weite Welt spektakulärer Fotomotive nun wieder in heimischere Gefilde zurück – und zu der Frage, die uns ja eigentlich bewegt hat: Was soll man fotografieren, wenn man gerade mal nicht im Urlaub oder keine Spezialfeier angesagt ist?

Manchmal ist es auch eine reizvolle Angelegenheit, wenn man sich selbst Aufgaben stellt. Ein Freund von mir hat sich das Ziel gesetzt, möglichst viele Bilder von „Schrift, die nicht mehr gilt“ zu knipsen. Dabei ist eine bemerkenswerte Sammlung von verblasster Fassadenmalerei, abgerissenen Reklamesprüchen und Firmenlogos von erloschenen Unternehmen zustande gekommen. Leider fotografiert eben dieser Freund bislang ausschließlich analog, weshalb ich Ihnen hier mit

gutem Gewissen keinen Beleg bieten kann.
Glauben Sie mir einfach mal.

Eine andere Aufgabe, die ich mir selbst ausgedacht habe, könnte darin bestehen, etwas zu fotografieren, was man eigentlich nicht sehen kann. Klingt ziemlich kompliziert, nicht wahr?

Ist aber eigentlich ganz einfach: Hier beispielsweise sehen Sie den Rhein – nicht. Was Sie sehen, ist eine Brücke. So was wird normalerweise nicht ohne Grund gebaut – irgendwas muss also unter der Brücke liegen, auch wenn wir es nicht sehen können. Darüber hinaus sehen wir die typische Ufervegetation, eine Autobahnböschung und schließlich das autbahntypische Hinweisschild. Allerdings sehen wir eines nicht: den Rhein eben. Dennoch wird wohl niemand bezweifeln, dass es sich hier um ein Foto vom Rhein handelt. Obwohl der gar nicht zu sehen ist.



Ein Foto vom Rhein – ohne Rhein.



Lampenfieber und Vorfreude.

Alles klar? Na gut, dann machen wir's mal etwas schwieriger: Inspiriert von der Absicht, Dinge zu fotografieren, die nicht da sind, hab ich einfach noch mal einen draufgesetzt und versucht, eine Fotoreportage zu machen, die ein Ereignis darstellt, das längst vergangen ist. Ich entschied mich für den Düsseldorf-

Marathon des Jahres 2005 – der vor einem guten halben Jahr stattgefunden hatte. Hier sehen Sie zunächst mal ein Dokument der gespannten Erwartung. Der Startschuss fällt in wenigen Stunden, alle Utensilien sind gepackt, der Zeitnahme-Chip ist ordnungsgemäß in die Schnürsenkel eingeschnürt. Jetzt kann eigentlich nichts mehr schief gehen – außer natürlich dem eigentlichen Lauf.



Letzte Zweifel.

Wenige Stunden später – plus rund drei Stunden: Bei Kilometer 29 muss man sich halt entscheiden, ob man sich die weitere Quälerei noch antun will, oder ob man nicht doch lieber an die Seite geht und möglichst unauffällig die paar hundert Meter zum Zielbereich spaziert, um die dort deponierten Klamotten abzuholen und sich kleinlaut nach Hause zu schleichen.



Hier irgendwo lauert der „Mann mit dem Hammer“.

Wieder eine halbe Stunde später: Jeder, der sich je an einem Marathon versucht hat, kennt dieses Zeichen. Die auf der Straße aufgemalte Kilometerzahl 34 signalisiert auch dem Neuling, dass hier die Hölle beginnt. Zwar sind es nur noch gut acht Kilometer bis zum Ziel, aber auf diesen acht Kilometern lauert der gefürchtete „Mann mit dem Hammer“, Hier zahlt man den Tribut für jede Nachlässigkeit im Training, für jedes Stück Fleisch, das man in der Woche zuvor gegessen hat. Und das Schlimmste: Es gibt kein Zurück mehr. Die letzte Chance, sich einfach aus der Affäre zu ziehen. Dieser Punkt wäre bei Kilometer 29 gewesen. Mist.



Endspurt.

Hier lauert Erlösung. Von hier ab sind es nur noch schlappe 195 Meter (wie viel Zeit seit dem letzten Bild vergangen ist, behalte ich lieber für mich). Jetzt fängt der Marathon plötzlich an, Spaß zu machen. Man kann sogar schon die Cheerleader erkennen,

die im Ziel jubelnd auch auf den allerletzten „Finisher“ warten.



Der Lohn der Mühe.

Das war's dann. Die Schweißperlen sind weggeduscht, der Muskelkater ist einigermaßen verdaut und man zieht Bilanz: Was ist der Lohn der Angst, des wochenlangen Trai-

nings, der Schmerzen, der Tapferkeit, die es ermöglichte, auch noch dem Graupelschauer, der unvermittelt bei Kilometer 36 einsetzte, zu trotzen? Ganz einfach: Ein durchgelauenes Paar Schuhe, eine abgenutzte Startnummer und eine Medaille, die an Albernheit kaum zu überbieten ist.

Und was lernen wir nun daraus? Natürlich, dass wir uns im nächsten Jahr wieder brav am Start anstellen werden (und dann vielleicht auch mal ein paar echte Livefotos machen werden). Und was noch? Klar: Bilder entstehen im Kopf.

Heimarbeit

Gut möglich, dass Sie der Marathon-Reportage nur wenig abgewinnen können (ich kann damit leben). In diesem Fall könnten wir Ihnen alternativ eine Beschäftigung für die

langen Herbstabende anbieten. Was macht der digitale Fotograf, wenn alle anderen eifrig damit beschäftigt sind, Strohsterne zu basteln?



*Rohmaterial für herbstliche Bastelarbeiten.
Foto: Claudia Vogt-Müller*

Ganz einfach: Er geht in den Garten oder in den Stadtpark und sammelt ein paar herbst-

liche Blätter ein. Im Normalzustand machen die allerdings nicht allzu viel her, wie Sie sehen. Auch hier gilt wieder: Achten Sie auf Details:



Im Makro-Modus sieht man Farben und Strukturen besser. Foto: Claudia Vogt-Müller

Schon besser, nicht wahr? Die Makroeinstellung des Objektivs zeigt deutlich die Farben

und Strukturen der zufällig beieinander liegenden Blätter. Doch um die tatsächlich zur vollen Wirkung zu bringen, ist eine isolierte Betrachtung auf neutralem Hintergrund gefragt – ein klassisches Stillleben also.



Der dunkle Hintergrund betont die starke Färbung. Foto: Claudia Vogt-Müller

So kommen Farbe und Struktur des Kirschbaum-Blattes auf der schwarzen strukturierten Tischplatte besonders gut zum Ausdruck.



Blattstrukturen werden von einer Holzoberfläche hervorgehoben. Foto: Claudia Vogt-Müller

Die feine Konstruktion der beiden Ginkgo-Blätter wird dagegen durch die verwitterte

Holzstruktur eines alten Gartentisches sehr gut hervorgehoben.



Natürlich lässt sich so ein Motiv auch beliebig arrangieren. Foto: Claudia Vogt-Müller

Wenn Sie genügend Muße haben, sollten Sie auch mal ausprobieren, verschiedene Arrangements vor die Makro-Linse zu legen.



Ein kompletter Blumenstrauß wird im Makro-Modus zur Landschaft.

Wenn Ihnen einzelne Blätter nun doch irgendwie zu karg erscheinen, hindert Sie natürlich auch niemand daran, sich an einem ganzen Blumenstrauß zu versuchen. Der hier abgelichtete Strauß kommt allerdings nicht direkt aus dem Laden. Vielmehr hatte er bereits eine Woche an seinem Ehrenplatz im Wohnzimmer

gestanden, ehe er zwecks Entsorgung zunächst im Freien zwischengelagert wurde (kritische Betrachter erkennen das an den Rosenblättern). Dort stand er eine Nacht im Regen, was für die malerischen Tropfen sorgte. Erst dadurch, dass er sein Haltbarkeitsdatum spürbar überschritten hatte, konnte der Strauß im Kunstlicht mit extra-kräftigen Farben aufwarten.



Makroaufnahmen bedürfen genauer Ausleuchtung.

Sollten Sie sich gleich an einen ganzen Blumenstrauß herantrauen, sollten Sie etwas mehr Zeit einplanen, denn die Belichtung kann in diesem Fall deutlich heikler sein, als bei einzelnen Blättern. So ist die Dahlie im zweiten Bild (das als erstes aufgenommen wurde) hoffnungslos überbelichtet und muss als Totalausfall gewertet werden – ein Totalausfall übrigens, der erst bei der Kontrolle des Bildes am Computermonitor auffällt.



Außergewöhnliche Beleuchtung garantiert außergewöhnliche Effekte.

Mit etwas Muße und einem gerüttelt Maß an Experimentierfreude lassen sich selbst einem Standardblumenstrauß dramatische Effekte entlocken: Hier sehen Sie den bekannten Blumenstrauß, den ich zur Abwechslung mal mit einer LED-Taschenlampe scharf von der Seite beleuchtet hatte. Das blaue Licht dieser

neuartigen Lampen stellt den automatischen Weißabgleich der Kamera offensichtlich vor ein unlösbares Problem – wodurch ein ziemlich dramatischer Effekt zustande kommt.

Wie Sie sehen, kann man an trüben Herbstnachmittagen mit einer Digitalkamera, deren Objektiv im Makromodus arbeitet, etwas Geduld und einem Stativ eine Reihe interessanter und attraktiver Bilder machen – die, gerahmt oder als Kalender, ein stets passendes Weihnachtsgeschenk für Erbtanten und Schwiegermütter abgeben.

Serientäter

Gegen Ende dieses eBooklets möchten wir Sie noch auf eine Möglichkeit, Motive zu finden und Bilder zu machen, die zu den attraktivsten Angeboten einer Digitalkamera zählt: Serienaufnahmen.



Eine Düsseldorfer „Trinkhalle“. Foto: Richard Gleim

Was Sie hier sehen ist ein Büdchen, das irgendwo in Düsseldorf herumsteht und außerhalb der üblichen Ladenöffnungszeiten sieben Tage in der Woche Getränke und Chips, Zeitschriften und Zigaretten feilbietet. Diese Büdchen sind eine lokaltypische Erscheinung die außerhalb des Rheinlands und des Ruhr-

gebietes einigermaßen unbekannt sind. Auf Hochdeutsch nennt man sie wohl „Trinkhalle“. Man könnte sie wohl auch als Warenhäuser mit minimalem Platzbedarf bezeichnen. Ein einzelnes Büdchen mag ja ganz nett aussehen, doch erst wenn man viele Büdchen auf engem Raum nebeneinander sieht, beginnt man zu begreifen, was diese Büdchen eigentlich sind.

Der Düsseldorfer Fotograf Richard Gleim hat über einen längeren Zeitraum in loser Folge einfach die Büdchen fotografiert, an denen er zufällig vorbeikam.

Ob Sie nun Büdchen an Rhein und Ruhr fotografieren, alte Haustüren, Badezimmerarmaturen, Kneipeneingänge, oder ob Sie mit einem täglichen Foto aus dem Fenster den Lauf der Jahreszeiten dokumentieren – es gibt kaum eine reizvollere Aufgabe für eine

Digitalkamera und ihren stolzen Besitzer, als solche Motivreihen zu sammeln, zusammenstellen und zu präsentieren. Probieren Sie es ruhig mal aus.

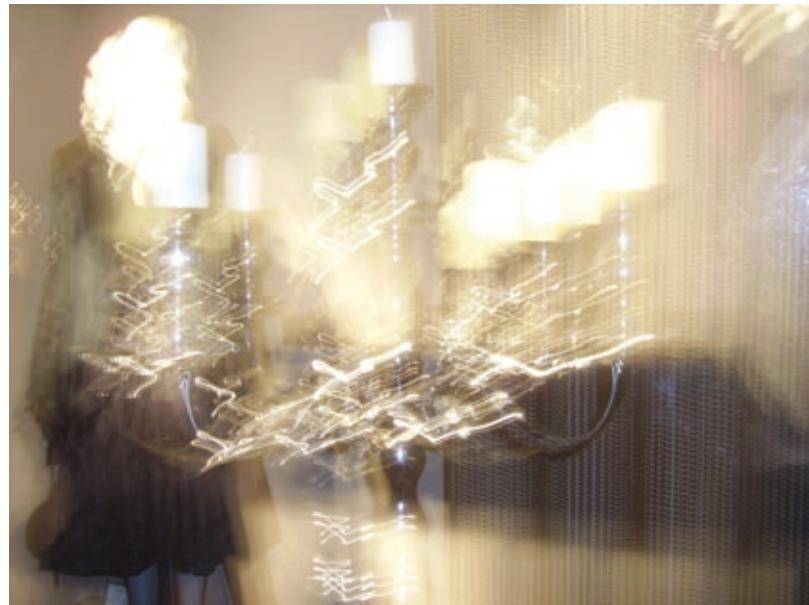
Kleine Experimente

Ehe wir dieses eBooklet endgültig abschließen, muss das Thema „experimentelle Fotografie“ unbedingt noch erwähnt werden. Auslöser dafür ist ein Artikel, der im Dezember 2005 in *Spiegel Online* erschien. Hier wurde von dem Texaner Ryan Gallagher berichtet, Besitzer einer reichlich angejahrten Dicicam, die er eines Tages erbost in die Luft warf, weil sie nicht die gewünschten Ergebnisse lieferte. Während des Wurfs allerdings habe die Kamera ein Bild aufgenommen, das durchaus bemerkenswert gewesen sei. Seither betreibt Gallagher das Kamerawerfen (Camera Tossing) konsequent und hat auch eine Gruppe

von Mitstreitern gefunden, die die Ergebnisse ihrer Würfe regelmäßig im Internet ([camera-toss.blogspot.com](http://cameratoss.blogspot.com)) veröffentlichen.

Natürlich können die Autoren, der Herausgeber, der Verlag sowie seine Rechtsabteilung nur dringend davor warnen, teure – oder auch weniger teure – Digitalkameras durch die Luft zu werfen, und nachdrücklich darauf hinweisen, dass Sie diese Warnung auf eigenes Risiko ignorieren.

Auch ich habe nur wenig Lust, meine Kamera durch die Gegend zu werfen, allerdings bin ich für mein Alter noch recht beweglich und habe mal ein wenig herumprobiert.



Ein teuer eingerichtetes Schaufenster kann interessante optische Aspekte enthüllen, wenn man nur lang genug belichtet.

Gelegenheit dazu bot sich, als ich durch die weihnachtlich erleuchtete Innenstadt marschierte, meine Kamera auf Zeitvorwahl (TV) stellte, eine halbe Sekunde Belichtungsdauer einstellte und die Kamera beim Auslösen bewusst unruhig hielt. Die Blendenautomatik

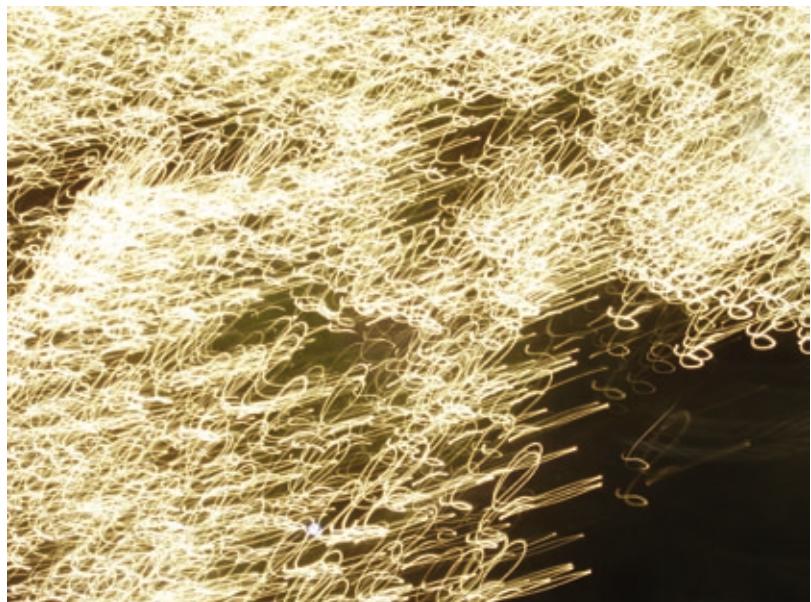
entschied sich für die Blende 1:4,8 und das Ergebnis kann sich durchaus sehen lassen.



Besonders reizvoll ist es, wenn sich abstrakte Lichtmuster mit realen Bildelementen vermischen.

Das nächste Bild wurde ebenfalls eine halbe Sekunde lang belichtet. Diesmal bot mir die Kamera die größtmögliche Blende an und ich

ging beschwingten Schrittes an einigen illuminierten Weihnachtsbäumen vorbei.



Wagt man weit ausladende Bewegungen vor einem gut erleuchteten Motiv, kommen rein abstrakte Ergebnisse zustande.

Natürlich bedarf es auch hier einiger Versuche, ehe das Ergebnis vorzeigbar wird. Die größten Fehler lassen sich – dank digitaler

Technologie – unmittelbar beheben. So wurde mir schon nach zwei Aufnahmen klar, dass selbst im dämmrigen Düsseldorf eine Belichtungszeit von einer Sekunde nur strahlend weiße Bilder erzeugt. Dagegen läuft man mit einer Viertelsekunde Belichtungszeit schon wieder Gefahr, das Bild könnte zu klar werden. Auch die Frage, wie man die Kamera denn nun bewegen soll, lässt sich letztgültig nur durch Ausprobieren beantworten. Allerdings ist es ja der größte Vorteil der digitalen Fotografie, dass derartige Experimente keinen Rattenschwanz an Entwicklungs- und Laborkosten hinter sich herziehen.

Weiterführende Links

- **Snapfish** ist der Fotodienst von HP: 20 kostenlose Abzüge für Neukunden.
- Auf dem neuen **iPod** ist Platz für bis zu 25000 Fotos.
- Ob Kamera, Speicherkarten oder Zubehör: **Amazon** hat jede Menge Digitalkameras auf Lager, größtenteils zu erschwinglichen Preisen.
- Die meisten Hersteller legen ihren Kameras nur minimale Speicherkarten bei: **Hier** gibt es eine große Auswahl an Speicherchips in jedem Format und mit jeder Speichergröße.
- **Bücher** zum Thema Digitalfotografie: Entscheidungshilfen und Ratgeber für optimale Aufnahmen.
- Fotosoftware von **Magix**: Programme zum Verwalten, Organisieren, Bearbeiten und Retuschieren von Digitalfotos.

- Günstige Digitalkameras gibt's bei **Redcoon**.
- Große Auswahl an aktuellen Digitalkameras bietet auch **Quelle**.
- **Colorfoto** ist die führende Zeitschrift für alle Gebiete der Fotografie. Jetzt drei Monate testlesen!
- Professionell hergestellte Fotokalender (mit eigenen Fotos) kann man bei **bildervernetzt** bestellen.
- Mein erstes Fotobuch: Jetzt bei **Myphotobook** ein Fotobuch bestellen.
- Google Picasa laden ([Download](#)).
- Neukunden erhalten bei **Pixum** bis zu 100 Fotoabzüge kostenlos (nur Porto).
- Fotoabzüge vom Nachwuchs: Bei **Snapmania** ab 6 Cent pro Bild.

Viel guter Rat für 3 Euro monatlich Die neue Flatrate von eload24

Das ist ein Wort: Sie bekommen ein ganzes Jahr freien Zugang zu allen eBooklets bei eload24, Sie können laden, lesen, ausdrucken, ganz wie es Ihnen beliebt. Da werden Sie ganz schön zu tragen haben, denn unser eBooklet-Programm ist groß und wird laufend erweitert.

Unsere neue Flatrate24 kostet einmalig 36,- €, schon sind Sie für ein ganzes Jahr dabei. Das sind gerade mal 3,- € im Monat – und lohnt sich: Selbst, wenn Sie nur ein einziges eBooklet der preiswertesten Kategorie im Monat laden, sparen Sie unterm Strich schon mindestens 10,- € im Vergleich zum Einzelkauf. Garantiert.

Tausende Kunden haben dieses Angebot schon wahrgenommen, profitieren auch Sie dauerhaft. Wenn Sie nach Ablauf des Flatrate-Jahres weitermachen wollen, dann brauchen Sie nichts zu tun: das Flatrate-Abonnement verlängert sich automatisch. Bis Sie es beenden.

Kaufen Sie unsere Flatrate24 jetzt. Und schon einige Augenblicke später steht Ihnen unser gesamtes Sortiment uneingeschränkt zur Verfügung: Packen Sie mal richtig zu!

